



Die Revolution ist todt. Es lebe die Revolution!

Zum 18. März. *)

Von

Wilhelm Liebknecht.

(Charlottenburg.)

.... Kein Zweifel: sie war todt, die Revolution! Todt und eingesargt oder verscharrt. In Berlin ohne Kampf und Lärm erdrosselt und eingesargt. In Wien zu Pulver und Blei begnadigt und verscharrt — in Rastatt, Mannheim, Freiburg standrechtlich erschossen und verscharrt. In Frankfurt kein Parlament mehr, und der Bundestag sich wieder aufrichtend zur alten Büttelei- und Henkerarbeit. In Wien und Berlin das Triumvirat: Soldateska, Polizei, Pfaffenthum (dort geschoren, hier gescheitelt). In Berlin und Wien die wilden Orgien dynastischer Grossmachtssucht auf Kosten des deutschen Volkes und Vaterlandes. Die Verfassungen zerbrochen und an ihrer Stelle Wechselbälge reaktionärer Laune und Willkür dem Unterthanenvolk in die Wiege gelegt — die Presse zerstört, das nicht Zerstörenswerthe geknebelt, das Vereinsrecht mit einem Strick um den Hals der streberischen Beamtenservilität überliefert — Deutschland wieder ein Kirchhof, wie nach dem dreissigjährigen Krieg — überall die Ruhe des Kirchhofes. Des Kirchhofes und des Zuchthauses. Und wie waren sie vollgepfropft die Zuchthäuser — denn was von den Edelsten der Nation nicht hinter den Barrikaden, auf den Schlachtfeldern, in den Laufgräben vor dem Sandhaufen den Tod gefunden, oder ins Ausland entflohen war, das sass im Zuchthaus. —

Es war die Zeit der schwärzesten Reaktion, wie die besiegte bürgerliche Demokratie damals wehklagte, nicht ahnend, dass vor Ablauf eines Vierteljahrhunderts sie selber — mit seltenen Ausnahmen — einer Reaktion zujubeln und an einer Reaktion mitarbeiten werde, neben der jene „schwärzeste Reaktion“ fast als liberale Aera erscheint.

Dieses Wunder wurde durch eine andere Revolution bewirkt, eine Revolution, grösser und tiefer als die, welche in Wien, Berlin, Dresden, Baden und der Pfalz erlegen war.

*) Am 18. März d. J. verlässt Wilhelm Liebknecht das Gefängniss. Zu diesem Tage wird aus seiner Feder eine Festschrift „Zum Jubeljahr der Märzrevolution“ erscheinen, die er im Auftrage des Parteivorstandes im vorigen Sommer verfasst hat. Durch das freundliche Entgegenkommen des Verlages (Buchhandlung Vorwärts, Berlin) sind wir in der Lage, den Schluss-Abschnitt der interessanten Schrift unseren Lesern hier bieten zu können.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen war das Ende der Märzrevolution der Beginn einer neuen Revolution, die ungleich stärkere Kräfte des Umsturzes und des Schaffens in sich barg. Der politischen folgte die ökonomische Revolution, welche für den Augenblick den Feinden der politischen Revolution Vorschub leistete und die Reaktion förderte, aber zugleich den Boden unterhöhlte und wegschwemmte, auf welchem die Reaktion ruhte, und eine Macht ins Leben rief, welche das Reich der Reaktion stürzen und dessen Wiederaufrichtung für immer unmöglich machen wird.

Nach der materialistischen Welt- und Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie — materialistisch genannt, weil sie die über- und ausser-sinnlichen Faktoren zurückweist — sind die politischen und gesellschaftlichen Formen und Einrichtungen bedingt durch die Formen und Weisen der zur Erhaltung der Menschen nothwendigen Arbeit. Eine Gesellschaft, in welcher die Arbeitsmittel (Pfeil und Bogen, Netz, Webebaum, Wirtel, angekohlter Baumast als Pflugschaar) so einfach sind, dass Jeder sie herstellen, und die Arbeitsmethoden so leicht, dass Jeder sie erlernen kann, muss eine andere Gestalt haben, als eine Gesellschaft, in der die Arbeitsmittel so mannigfaltig und so kunstvoll zusammengesetzt sind, dass die Herstellung und Erwerbung nur Wenigen möglich ist. Ein Hirtenvolk kann nicht dieselben staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen haben, wie ein Ackerbauvolk; ein Ackerbauvolk nicht wie ein Industrievolk. Mit der Verdrängung überlebter Produktionsformen durch höhere ergiebt sich auch die Nothwendigkeit veränderter staatlicher und gesellschaftlicher Einrichtungen. Die englische Revolution des 17., die französische Revolution des 18. Jahrhunderts waren die Folge des Hinauswachsens der bürgerlichen Produktionsform über die mitteralterlich feudale. Die grösste und tiefstgreifende wirthschaftliche Umwälzung wohl aller Zeiten ist aber die, welche der moderne Kapitalismus bewirkt hat. Er hat den alten Gesellschaftsbau weit gründlicher zerstört, als die französische Revolution den Bau des Staates. Er hat die Arbeit so vollständig von den Arbeitsmitteln getrennt, dass nur noch eine winzige Minderheit im Besitz der Arbeitsmittel und die Masse der Menschen zur Dienstbarkeit gegenüber diesen Wenigen verurtheilt ist; er hat durch Konzentrirung der Arbeitsmittel in wenig Händen den Ertrag der Arbeit riesenhaft gesteigert und die Massen dem Elend geweiht; er hat im Namen des Eigenthums das Eigenthum der ungeheuren Mehrzahl des Volkes geraubt; er hat in seinem Heiss hunger nach auszubeutender Arbeitskraft die Kinder und Frauen in die Fabrik geschleppt, die Familie aufgelöst, die Bevölkerung dermassen herumgewirbelt, dass die Völkerwanderungen zu Anfang der christlichen Aera eine Kleinigkeit sind gegen die grosse Völkerwanderung des Kapitalismus, der in Deutschland allein binnen der letzten drei Jahrzehnte mindestens 10 Millionen Menschen vom Lande in die Stadt getrieben hat, — der Völkerwanderung ins Ausland, die ebenfalls nach Millionen zählt, nicht zu erwähnen. Deutschland, das Ende der vierziger Jahre ein Ackerbaustaat war — im deutschen Bund wohnten $\frac{3}{6}$, in Preussen allein $\frac{2}{3}$ der Einwohner auf dem Lande — ist heute ein Industriestaat mit überwiegend städtischer Bevölkerung; und der kapitalistische Grossbetrieb, der

damals bloß in Rheinland-Westfalen zerstreute Anfänge zeigte — in den beiden anderen Industrie-Mittelpunkten Deutschlands, Sachsen und Schlesien, herrschte die Hausindustrie — hat heute in ganz Deutschland den bürgerlichen Kleinbetrieb überflügelt, überwunden, auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Eine so ungeheure materielle Revolution musste selbstverständlich auch eine Revolution in den Geistern zur Folge haben. Die alten Stich- und Schlagworte verloren ihre Bedeutung, die alten Partei-Prinzipien verwischten sich — die alten Partei-Ideale verblassten. Das Bürgerthum wurde ein anderes.

Bis Ende der vierziger Jahre war das deutsche Bürgerthum, seit und soweit es zum politischen Leben erwacht war, liberal, demokratisch gewesen. Der Ausdruck „bürgerliche Freiheit“ deckte sich mit dem Begriff der politischen Freiheit. Mit der Entwicklung des Kapitalismus tauchte aber aus der breiten Fläche des Bürgerthums eine Schicht empor, die, von ihrer Umgebung sich abhebend, schnell eine Welt für sich wurde, mit anderen Interessen, anderen Gesichtspunkten, anderen Zielen: das kapitalistische Grossbürgerthum, die Bourgeoisie. Es ist das ein Vorgang, der allen Kulturländern gemein ist, namentlich Deutschland und Frankreich. Die Bourgeoisie hat nichts mehr in sich von bürgerlichem Liberalismus und Idealismus. Sie hasst die bürgerliche Freiheit. Sie verleugnet die Jugendeseele der grossen französischen Revolution, der Julirevolution, der Februar- und Märzrevolution. Die ökonomische Revolution, welche sie selbst herbeigeführt hat und der sie ihre Obmacht über Staat und Gesellschaft verdankt, hat ihre politische Stellung völlig verschoben, und das kapitalistisch gewordene Bürgerthum auf Seiten der Reaktion gedrängt, das heisst der Elemente, welche die Staatsmacht zur Bekämpfung der für ihre politische und soziale Emanzipation kämpfenden neuen Volksschichten zu missbrauchen bemüht sind — auf Seiten derselben Reaktion, die das Bürgerthum, noch nicht kapitalistisch geworden, vor 50 Jahren als den Gottseibeius hasste und fürchtete. Der scheinbare Widerspruch erklärt sich sehr einfach. Damals war das Bürgerthum selber die neue Volksschicht, die nach Emanzipation und politischer Macht strebte, heute hat das kapitalistisch gewordene Bürgerthum nicht bloß die Macht im Staate, sondern thatsächlich auch die Herrschaft; und eine neue Bevölkerungsschicht, deren Interessen und Ziele denen des kapitalistischen Bürgerthums schnurstracks zuwiderlaufen, ringt um ihre politische und soziale Emanzipation, — das Proletariat, dessen Gleichberechtigung das Ende des Kapitalismus ist.

So hat das Bürgerthum sich denn mit seinem Todfeind: dem Junker-, Polizei- und Militärstaat ausgesöhnt; es verzichtet auf die direkte politische Regierungsgewalt und begnügt sich mit der ökonomischen Herrschaft, welche ihm den Staat dienstbar und tributpflichtig macht, auch wenn er nominell von nicht bürgerlichen Elementen regiert wird. Was der Kapitalismus brauchte, das war eine starke Regierung, also das gerade Gegentheil der Demokratie — eine Regierung, die mit starker Faust die Feinde des Kapitalismus niederhielt und diesem die Gesamtmacht und den Gesamtreichthum des Staates zur Verfügung stellte — eine Regierung, die, als Agentin des Kapitalismus in jeder Hinsicht dessen Geschäfte besorgte und den Ansturm des Proletariats abwehrt, — mit anderen Worten: die Diktatur des Kapitalismus.

Diese Diktatur haben wir in Frankreich seit Dezember 1848, in Deutschland seit Herbst 1862. Dort verkörperte sie sich in Bonaparte, hier in Bismarck.

Während so auf der einen Seite die kapitalistische Entwicklung die politische Reaktion begünstigt und auf die äusserste Spitze treibt, entfesselt und schafft sie auf der anderen Seite durch die ökonomische Revolution Kräfte, die, von Tag zu Tag sich mehrend und stärkend, der politischen Reaktion ihre Stützen und den Boden abringen und, fussend auf der ökonomischen Revolution, die sozialpolitische Revolution vorbereiten, welche die der Verwirklichung des Sozialismus im Wege stehenden Hindernisse fortschwemmt.

Diese Elementarkraft ist die Arbeiterklasse, von deren Ausbeutung der Kapitalismus lebt, sind die mittleren Schichten der Bevölkerung: Kleinbürger, Kleinbauern, Handwerker, die der Kapitalismus durch die erdrückende Konkurrenz des Grossbetriebes eigenthums- und existenzlos macht und die, zusammen mit den Arbeitern, die stets anschwellende Armee des Proletariats bilden.

Und diese Armee, der die politisch reaktionäre, ökonomisch revolutionäre Thätigkeit des Kapitalismus, trotz aller Feindschaft, unablässig neue Rekruten zuführt, zuführen muss, organisirt sich unter dem Banner des internationalen Sozialismus in allen Ländern der Erde. Sie umfasst heute schon die gesammte denkende und klassenbewusste Arbeiterschaft, sowie die edelsten Elemente der bürgerlichen Klassen. Die inner-nationale „Frage“ kann nicht mehr verwirren und Deutschland vom Weg ablenken. Nachdem der zweite Versuch, die Reichseinheit von unten herbeizuführen, im Jahre 1848/49 ebenso gescheitert war wie der erste Versuch zur Zeit des grossen Bauernkrieges im Jahre 1525, blieb nur noch die dynastische Lösung. Nach ekelhafter Katzbalgerei und widerlichster Mogelei mit dem Ausland haben die eisernen Würfel des Krieges und die Falschkarten der Diplomatie für die Hohenzollerndynastie gegen die Habsburger entschieden. Wer aber ist zufrieden? Und wer weiss heute nicht, dass hinter der politischen Frage die soziale Frage steht, sie alle überragend, verdunkelnd?

Man hat die heutige Zeit mit der vor Ausbruch der französischen Revolution verglichen, wo die wirthschaftliche Umgestaltung einer politischen Umgestaltung unwiderstehlich zudrängte. Wie damals die feudale, so ist heute die bürgerliche Gesellschaft in der Auflösung begriffen. Und die bürgerliche Gesellschaft ist noch in schreienderen Gegensatz zu den Interessen des Volkes gerathen. Die gesteigerte Produktivität der Arbeit bereichert nur Wenige, verhängt Armuth über die Massen; der Klassenkampf steigert sich von Tag zu Tag; der Staat ist unter der Kuratel des Königs stumm und muss seine Machtmittel dem Kapitalismus leihen. Alle Versuche der kapitalistischen Parteien, diese Zustände zu verewigen, scheitern an der Logik der Thatsachen, die immer grössere Massen ins Elend und in den Kampf gegen den Kapitalismus wirft. Wie die Zustände, aus denen sie hervorgewachsen, ist die sozialistische Arbeiterpartei international. Für sie giebt es nur zwei Völker: die Unterdrücker und die Unterdrückten, die Ausbeuter und die Ausgebeuteten. In Deutschland ist die Sozialdemokratie trotz grausamster und brutalster Verfolgungen die stärkste aller Parteien geworden — die Achse, um welche nach dem Ein-

geständniss des Kanzlers Caprivi das politische Leben des Reiches sich dreht — und stark genug, um auch einer Koalition der kapitalistischen Parteien siegreich die Stirn bieten zu können. Und wer die Kräfte hüben und drüben zu berechnen versteht, für den ist der Sieg der Sozialdemokratie das Facit eines Rechenexempels. Während die Sozialdemokratie wächst, in allen Ländern der Erde wächst und eine einzige grosse Armee bildet, verliert der Kapitalismus schon die Fähigkeit, das Joch der Ausbeutung den Arbeitern so fest aufzulegen, dass sie unter seiner Fuchtel für ihn arbeiten müssen. Die Riesenstreiks der englischen Kohlenarbeiter, neuerdings der englischen Maschinenbau-Arbeiter, durch welche Streiks und Lockouts zwei der wichtigsten Industriezweige auf längere Zeit zum Stillstand gebracht wurden, sind ebensoviele Beweise dafür, dass der Kapitalismus die Arbeit der menschlichen Gesellschaft nicht mehr auf lange zu leiten vermag, dass die Tage seiner Herrschaft gezählt sind. So glücklich wie die französische Bourgeoisie am Ende des vorigen Jahrhunderts ist freilich das Proletariat nicht — jene war die Trägerin des Wissens, der Wissenschaft und Kunst, als sie den Emanzipationskampf begann; dieses ist durch die ökonomische Sklaverei aus dem Tempel der Wissenschaft und Kunst ausgesperrt. Doch das Klassenbewusstsein, das Bewusstsein des ökonomischen und sozialen Unrechts und Elends und die Erkenntniss der Ursachen desselben lebt und wirkt in allen denkenden Arbeitern — und die Eisenfaust der Verhältnisse treibt sie zum Sieg und zerbricht die Waffen des Feindes. Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Wie wahr dieser Spruch, das zeigt das Treiben der Gewalthaber von heute, die, von Fehlern zu Fehlern eilend, die einfachsten Fragen der Politik nicht erledigen können. Man denke nur an die Posse des europäischen Konzerts und an die babylonische Sprachenverwirrung in Oesterreich. „Es will nichts mehr gelingen.“

Die Welt aber geht vorwärts.

Dem achtzehnten März von Berlin, der ein Sieg der Demokratie war, ist 23 Jahre nachher der achtzehnte März von Paris gefolgt, der ein Triumph, doch noch kein Sieg des Sozialismus war.

Dem achtzehnten März von Berlin und dem achtzehnten März von Paris wird ein neuer Völkerfrühling, der Menschheitsfrühling folgen, der das Werk des ersten krönen und dem Triumph des zweiten die Weihe des Sieges geben wird. Und keine Macht der Erde wird ihn aufhalten.

Die deutsche Sozialdemokratie erwartet ihn und bereitet ihn vor, indem sie sich vorbereitet.

Marxismus und Klassenkampf.

Von
Georg Bernhard.
(Berlin.)

In den Reihen der Gegner der Sozialdemokratie herrscht eitel Jubel. Die gesammte gegnerische Presse, sowohl die konservative als die liberale tischt ihren Lesern wieder einmal die schon so oft verkündete und eben so oft Lügen

gestrafte Weisheit von einer Mauserung der Partei auf. Die Wahrede Heines, die Aufsätze von Bernstein¹⁾ und Schmidt²⁾ haben es ihr angethan. Die Herren agieren so, als ob auf dem Boden einer gemeinsamen Weltanschauung nicht über die einzelnen Punkte Differenzen sehr wohl möglich sind, ohne dass dabei die Stellung zu dem Grundprinzip auch nur im geringsten berührt oder gar völlig verschoben wird.

Wenn augenblicklich im Lager der Sozialdemokratie alte bewährte Mitstreiter einer stärkeren Beachtung der praktischen Thätigkeit, sowohl der politischen als der wirtschaftlichen, das Wort reden, so handelt es sich hierbei lediglich um Fragen der Taktik. Die Meinungsverschiedenheit in diesen Fragen besteht genau so lange wie die Partei überhaupt. Die Partei hat daraus nie ein Hehl zu machen gehabt. Sie hat in der Presse sowohl, als auch auf den Parteitag, vor den Augen der ganzen Welt der Diskussion darüber den breitesten Spielraum gelassen, und wenn diese oft recht scharf zugespitzten Erörterungen weder eine Sprengung noch eine Mauserung der Partei zur Folge gehabt haben, so ist mit einer sehr grossen Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass auch diesmal die Stellung der Sozialdemokratie zu ihrem einigenden Ideale nicht um einen Deut verändert wird.

Dieses Ideal, das über der deutschen sozialdemokratischen Partei steht, ist seit der Annahme des Erfurter Programms im Jahre 1891 der Marxismus oder besser gesagt, der durch Karl Marx und Friedrich Engels geschaffene wissenschaftliche Sozialismus. So lange dieser wissenschaftliche Unterbau allseitig anerkannt wird, kann selbstverständlich von einem Abschwanken der Partei nicht im Mindesten die Rede sein, und es ist zur Beurtheilung der gegenwärtig schwebenden Fragen vor Allem nöthig, sich darüber klar zu werden, welche Stellung der gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen und politischen Bethätigung im Rahmen der durch den wissenschaftlichen Sozialismus gekennzeichneten Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft angewiesen ist.

In dem kritischen Theile seines Lebenswerkes war Marx durch eine scharfsinnige Blosslegung der Gesetze, von welchen die Produktion der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt wird, zu einem Resultat gelangt, das seine ökonomische Lehre himmelweit von den kommunistischen Fäseleien seiner Vorgänger aus Utopien unterscheidet. Er sah das Grundübel nicht wie Jene im Privateigenthum überhaupt, sondern im Privateigenthum an den sachlichen Produktionsmitteln. Dieses Grundübel aber war ihm nicht etwas von bösen Menschen Geschaffenes. Der Schüler Hegels, gewöhnt, bestehende Institutionen im Leben der Völker als im Laufe der historischen Entwicklung geworden zu betrachten, erkannte auch in der aus dem Privateigenthum an den sachlichen Produktionsmitteln resultirenden Anhäufung der Kapitalien in verhältnissmässig wenig Händen einen unter der Herrschaft immanenter Gesetze stehenden Vorgang. Er sah weiter ein, dass diese starke Tendenz zur Kumulation des Kapitals sich trotz aller hemmenden Gegentendenzen mit einer sehr grossen Bestimmtheit dahin entwickeln dürfte, dass zu irgend einer Zeit der unendlich grossen Summe von Proletariern nur einige wenige Besitzer sämtlicher Produktions-

¹⁾ Eduard Bernstein: Der Kampf der Sozialdemokratie und die Revolution der Gesellschaft. Neue Zeit, Heft 16 und 18, Jahrgang 1897/1898.

²⁾ Conrad Schmidt: Endziel und Bewegung. Vorwärts, 20. Februar 1898.

mittel gegenüberstehen werden. An diesem Zeitpunkt aber, so folgert er weiter, sind die konzentrierten Grossbetriebe reif, in die Hände der Gesellschaft überzugehen, und erreicht ist die Hoffnung der Marxisten: der Staat, dessen Wirthschaft auf der gesellschaftlichen Nutzung der Produktionsmittel beruht.

Diese Uebernahme der Produktion durch die Gesellschaft hat selbstverständlich zur Voraussetzung, dass die grosse Masse des Volkes befähigt ist, die Führung eines solchen Staates in die Hand zu nehmen.

Hierzu erscheint eine erziehbare Thätigkeit, eine Revolutionirung der Geister nothwendig, damit nicht etwa als Endpunkt einer langen Entwicklung ein öder Marasmus eintritt, oder aber die irre geleitete Menschheit die Errungenschaften menschlicher Kultur zertrümmert und auf den Tiefpunkt ihrer thierischen Vorfahren zurückkehrt.

Aber die Uebernahme der Produktionsmittel in gesellschaftliche Verwaltung setzt noch etwas viel wichtigeres voraus, nämlich eine bis zur höchsten Potenz entwickelte kapitalistische Gesellschaft. Die sozialistische Gesellschaft ist eben keine Utopie, sie soll nicht dekretirt werden, so wie man heute die Republik, morgen das Königthum, und übermorgen wieder die Republik dekretiren kann, sondern sie erscheint im Licht der marxistischen Weltauffassung als der Endpunkt einer langen naturgesetzlichen Entwicklungsreihe. Der Ausgang dieser Entwicklung scheint dem Marxisten ein zweifelloser, und er erkennt, dass dieselbe vor sich geht, unbekümmert darum, ob sich die Menschheit dazu aufschwingt, ihren Gang zu erfassen oder nicht. Sie muss eben kommen nach den Gesetzen derselben Natur, die einst die Erde in die Gasmassen des Sonnenkörpers zurückzwingen wird. Diese Erkenntniss der menschlichen Ohnmacht gegenüber den Kräften der Natur kann nun zum Quietismus, zum fatalistischen Gleichmuth führen, wenn man einen Punkt hierbei übersieht, der von ausserordentlicher Wichtigkeit ist. Jedwede Entwicklung nämlich vollzieht sich im Kampf gegen Hemmungen. In der Fortschaffung dieser hemmenden Tendenzen, die der materialistischen Geschichtsbetrachtung absolut nicht fremd sind, erwächst der Menschheit eine grosse Aufgabe in der Entwicklung zum sozialistischen Staat. Das Hauptverdienst Eduard Bernsteins in seinem (oben citirten) Artikel besteht sicherlich darin, vor der Unterschätzung dieser der Evolution entgegentretenden Hemmnisse gewarnt zu haben, indem er statistisch nachzuweisen versucht, wie sehr weit wir noch von dem Endziel dieser Entwicklung entfernt sind. Die kaum glaubliche Anpassungsfähigkeit des Kapitalismus, die hochgradige Differenzirung der Arbeit, die riesenhafte Ausdehnung der Trusts — Alles Dinge, die das sozialistische Dioskurenpaar bei Schaffung des Kommunistischen Manifestes nicht im Entferntesten vorausahnen konnte — sind Hindernisse, die sich einer geraden Entwicklung in den Weg stellen. Sie können zwar die perpetuelle Konzentration des Kapitals nicht aufhalten, aber sie können den Prozess verlangsamen, und hier ist der Punkt, wo wirthschaftliche und politische Bethätigung einzusetzen haben. Sie soll dazu dienen, diesen Prozess zu beschleunigen, und aus diesem Gesichtspunkt heraus ergibt sich auch einzig und allein die Beurtheilung ihrer Nützlichkeit und der erforderlichen Taktik. Die in ihrem Endziel antikapitalistische Sozialdemokratie hat also vorläufig ihre Hauptaufgabe darin zu sehen, behufs Beschleunigung der wirthschaftlichen Entwicklung den Grosskapitalismus wirthschaftlich und politisch gegenüber Agrarierthum und Mittelstand zu kräftigen. Im Interesse dieser Entwicklung muss sie die kleinen Betriebe aus dem ökonomischen

Organismus eliminiren, sie muss den Handwerker, den kleinen Gewerbetreibenden, den kleinen Rentner zu sich ins Proletariat hinabziehen, soweit es denselben nicht gelingt, sich in die Reihen des Kapitals emporzurängen.

In dem proletarischen Klassenkampf, dessen Hauptaufgabe wir vorstehend gekennzeichnet haben, sind die Hauptwaffen die Gewerkschaft, die Genossenschaft und die politische Partei.

Die *Gewerkschaft* ist im eigentlichen Sinne eine Kampforganisation. Sie ist die Vereinigung der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern im Kampf um die Höhe der Arbeitslöhne. Sie dient also in erster Linie dazu, die Lebenshaltung der Arbeiter zu verbessern. Jeder Arbeiter, auch der, dessen Intellekt nicht ausreicht, um die Marx'schen Lehren zu verstehen, wird instinktiv fühlen, dass er Schulter an Schulter mit seinen Arbeitsgenossen seine Lohnansprüche gegenüber dem Arbeitgeber ganz anders geltend machen kann, als wenn er auf sich allein angewiesen ist. Für den Marxisten aber gewinnt diese an sich so unschuldige Gewerkschaft eine erhöhte Bedeutung dadurch, dass jede Erhöhung der Arbeitslöhne einer Menge von kleineren Betrieben den Boden unter den Füßen wegzieht. Denn da eine Preiserhöhung der Waaren nur in den allerwenigsten Fällen der starken Konkurrenz wegen angängig sein wird, so zeitigt jedes Lohnzugeständniss an den Arbeiter auf Seiten der Kapitalisten von Neuem das Bestreben, sich durch einen rationelleren Betrieb, durch Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel dafür schadlos zu halten. Dass die kapitalschwachen Elemente der Unternehmer hier auf die Dauer nicht mitthun können, ist klar, und ihnen dieses Mitthun möglichst zu erschweren oder unmöglich zu machen, das ist die Aufgabe, welche die Gewerkschaften in Bezug auf die Entwicklung zum sozialistischen Staat zu erfüllen haben.

Die *Wirthschafts-genossenschaft* ist im Gegensatz zur Gewerkschaft an sich keine Kampforganisation. Sie ist allein zu dem Zweck geschaffen, die Lebenshaltung der Arbeiter zu erhöhen. Das Bedeutendste leistet in dieser Hinsicht wohl für die Arbeiter die Konsumgenossenschaft, da sie billigere Einkäufe durch Eliminirung der Krämer und Kleinhändler ermöglicht. Indem sie aber diesen kapitalschwachen Elementen des Handelsstandes den Boden entzieht oder aber in letzter Instanz jegliche Handelsvermittlung zwischen Produktion und Konsumtion aufhebt, verrichtet sie gleich den Gewerkschaften im Sinne des Marxismus eine hohe Arbeit im Dienste der sozialen Entwicklung. Von der Warte der marxistischen Erkenntniss aus, gewinnt man aber ferner auch den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des Werthes der Produktivgenossenschaften. Wie wir gleich vorausschicken wollen, sind wir von der Undurchführbarkeit dieser Spezies von Volksbeglückung von vornherein überzeugt und können es uns ersparen, die schon von anderer Seite zur Genüge erörterten Gründe für diese Ansicht hier noch einmal herzusagen. Aber ein ausserordentlich wichtiger Grund spricht gegen diese Genossenschaften auch gerade vom Standpunkt der sozialen Entwicklung. Die Produktivgenossenschaft nämlich stellt sich keineswegs die Aufgabe, hemmende Elemente aus dem Wirthschaftsorganismus zu entfernen, sondern sie tritt in Konkurrenz mit der grossindustriellen Produktion, der sie nicht im Entferntesten gewachsen ist, an deren Beseitigung uns vor Allen gar nichts liegen kann, da es das Interesse der Arbeiterklasse, wie oben gezeigt, erheischt; den Grosskapitalismus zu stärken. Die Anhänger der Produktivgenossenschaften sind sehr kurzsichtig, sonst müssten sie sehen, dass das Endziel der ganzen Bewegung der sozialistische

Staat, wirthschaftlich nichts weiter ist, als eine grosse Produktivgenossenschaft. Da wir aber vorhin die nothwendigen Vorbedingungen zur Entstehung dieses Staates gezeigt haben, so kann man daraus mit mathematischer Sicherheit folgern, dass die Produktivgenossenschaft momentan ein Unding ist.

In den Grossstädten, wo die Bazare und die auch sonst sehr starke Konkurrenz dem Arbeiter schon ohnehin fast dieselben Erleichterungen beim Einkauf gewähren wie die Konsumgenossenschaften, scheint mir die Bedeutung der Letzteren weniger hervortreten. Dagegen sind sie auf dem Lande unserer Ansicht nach eine grosse Rolle zu spielen berufen. In den Kopf des Bauern sind die marxistischen Lehren kaum einzutrichern, aber schon viel leichter wird es sein, ihn zum Eintritt in eine Konsumgenossenschaft zu bringen, deren Nutzen er täglich und stündlich am eigenen Beutel spürt. Ist der Bauer aber Mitglied einer Konsumgenossenschaft, so mag er konservativ, antisemitisch oder liberal wählen, er hilft für seinen Theil mit, die Auflösung des Mittelstandes zu bewirken, d. h. er kämpft gegen seinen Willen und Wissen für den sozialistischen Staat.

Wir glauben in Vorstehendem zur Genüge gezeigt zu haben, wie sehr gross die Wichtigkeit des Klassenkampfes auf ökonomischer Basis für die Entwicklung zum sozialistischen Staat ist, und wie sehr deshalb an einer Stärkung der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften einer zielbewussten Arbeiterbewegung gelegen sein muss. Wenn wir nun behaupten, dass die *politische Partei* im Interesse der Stärkung dieser beiden unbedingt erforderlich ist, so muss man sich, um dies einzusehen, darüber klar werden, dass unsere Regierungen, die ja fast durchweg junkerlich reaktionär sind, alle Mittel in Bewegung setzen, um das Erstarken der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften zu verhindern. Die Steuerschraube gegen die Letzteren und die Beschränkung der Koalitionsfreiheit gegen Erstere sind beliebte Mittelchen. Deshalb ist eine starke parlamentarische Vertretung, also politische Agitation dringend geboten. Gesetze sind die Töchter der Macht, daher muss das Proletariat die politische Macht an sich zu reißen versuchen.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus gewinnt man übrigens auch ein richtiges Urtheil in vielen Fragen der politischen Taktik, und da als eine der wichtigsten in dieser Beziehung die Frage der Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei zu den preussischen Landtagswahlen zu betrachten ist, so dürfte zum Schluss ein kurzes Eingehen hierauf wohl geboten sein.

Die ablehnende Stellung der deutschen Sozialdemokratie zu den preussischen Landtagswahlen als ein Protest gegen das Dreiklassenwahlssystem war so lange ohne Bedeutung, als die liberale Opposition im Abgeordnetenhaus eine gewichtige Rolle spielte. Jetzt aber, da der Mittelstand, der Nährboden des Liberalismus, mehr und mehr zerfällt, und so der junkerlichen Reaktion die Herrschaft immer leichter gemacht wird, sollte die Partei ihre passive Stellung aufgeben und eventuell sogar unter Verzichtleistung auf Aufstellung eigener Wahlmänner, die bei einer öffentlichen Wahl momentan doch kaum Aussicht auf Erfolg haben, die liberale Opposition mit allen Mitteln stärken. Das ist ihre Pflicht im Interesse der oben gekennzeichneten sozialen Entwicklung im Sinne des Marxismus. Gewiss ist der bürgerliche Liberale wirthschaftlich der Antipode des Sozialisten, aber die liberale Opposition hat ein tragisches Geschick. Sie vertritt die Interessen des Kapitals, aber sie ist gezwungen, weil sie nicht auf ihr demokratisches Programm verzichten kann, ohne auch den Rest ihrer Anhänger zu verlieren, für die

Koalitionsfreiheit, für die Konsumgenossenschaften und für gleiches geheimes Wahlrecht zu stimmen, d. h. sie ist durch einen tragischen Widerspruch gezwungen, die Waffen zu ihrer eigenen Vernichtung zu schmieden. Da sie dadurch aber hilft, Entwicklungshemmungen zu beseitigen, ist es Pflicht der Sozialdemokratie, sie zu unterstützen, zumal da vorzugsweise im Abgeordnetenhaus der Kampf um gerechte Besteuerung und Freiheit des Vereinslebens, dessen Austragung im Reichstag man kluger Weise zu verhüten versteht, ausgefochten werden muss.

Als Schlussresultat unserer Betrachtung können wir also wohl der Erkenntniss Raum geben, dass eifrigste politische und ökonomische Bethätigung dringend erforderlich ist. Die Bewegung sei nicht Selbstzweck. Wir begünstigen nicht die Reformen, weil wir an der Erreichung unseres grossen Zieles verzweifeln, wir behalten vielmehr unser erhabenes Ziel, die Befreiung der Menschheit aus ökonomischer Knechtschaft durch Vergesellschaftung der sachlichen Produktionsmittel, unentwegt im Auge, und alle soziale Reformarbeit bedeutet für uns nur eine Beschleunigung der Erreichung desselben. Der Klassenkampf ist kein Barrikadenkampf. Er ist grausam und hart trotz alledem. Aber seit Marx sind die Begriffe Gut und Böse aus diesem Kampf gewichen. Für uns ist der Kapitalist nicht der böse Kapitalist, sondern wir sehen wohl ein, dass über ihm die Macht der Verhältnisse steht, die ihn zwingt Hammer zu sein, wenn er nicht zum Ambos werden will. Wir wissen, dass sich nach „ewigen, ehernen grossen Gesetzen“ die wirthschaftliche Entwicklung des Volkes vollzieht.

Wir hegen ferner den festen Glauben, dass die Entwicklung sich in steigender Richtung bewegen, und dass dieselbe Sonne, die voreinst über dem Thiermenschen aufging, nach Jahren auf eine glückliche ökonomisch freie Menschheit herniederlächeln wird. Das Bewusstsein, an diesem Glück der künftigen Geschlechter mitgearbeitet zu haben, macht uns glücklich und erhält uns aufrecht im Elend der Gegenwart.

Zur Kompensations-Politik.

Von

Bruno Borchardt.

(Wilmersdorf.)

Dass in den 50 Jahren, die seit der Abfassung des Kommunistischen Manifestes verflossen sind, die theoretischen Meinungen in der sozialdemokratischen Partei und ihre Taktik sich mehrfach geändert, mannigfache Wandlungen erlitten haben, dürfte nicht weiter wunderbar erscheinen; wenn das Gegentheil der Fall wäre, wäre es erstaunlich, und dann müsste man mit Recht die schlimmsten Besorgnisse für eine gesunde Fortentwicklung hegen. Die Verfasser des Manifestes erwarteten, dass das Proletariat durch eine bewaffnete Erhebung zur Herrschaft gelangen werde, und diese Erhebung erwarteten sie speziell in Deutschland in ganz kurzer Zeit. Deutschland stand nach ihnen am Vorabend einer bürgerlichen Revolution, die bei der grossen Entwicklung des Proletariats nur das Vorspiel einer proletarischen sein könne. Zur Herrschaft gekommen, würde das Proletariat durch despotische Eingriffe in das bürgerliche Eigenthumsrecht und die bürgerlichen Produktionsverhältnisse und Ueberführung der Produktionsinstrumente in den Besitz des Staates die Produktion zentralisiren. Wer denkt heute noch

an einen bewaffneten Aufstand, einen Putsch? Im Gegentheil betont man es heute als eine wichtige Aufgabe der leitenden Personen in der Partei und der organisirten Genossen, die erbitterten Massen davon zurückzuhalten; die Zeit der bewaffneten, blutigen Revolutionen hält man für endgiltig vorbei und fürchtet von einem solchen Anachronismus, wenn er sich trotz der Bemühungen der Führer ereignen sollte, ein Zurückwerfen der Arbeiterbewegung um Jahrzehnte.

Die Verfasser des Manifestes waren der Meinung, dass die Lage der Massen eine immer elendere werden müsste, dass der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herabsinken müsse. Die regelmässig wiederkehrenden Handelskrisen, die den ganzen Wahnsinn der bürgerlichen Gesellschaft, den Mangel infolge des Ueberflusses an Gütern zeigen, sollten in erster Linie berufen sein, den Zusammenbruch, die Katastrophe der bürgerlichen Gesellschaft vorzubereiten und herbeizuführen. Allerdings hat sich Engels der Einsicht nicht verschlossen, dass die Bourgeoisie trotz der immer weiteren Entwicklung ungeahnter Produktivkräfte die Zwischenräume zwischen den Krisen vergrösserte, diese also seltener machte. Die grosse Entwicklung des Verkehrs, die transatlantischen Dampfer, die Ausdehnung der Telegraphen und Eisenbahnen, Unternehmungen wie den Suez-Kanal, den Gotthard-Tunnel, führt Engels als Ursachen an, die die meisten alten Krisenherde und Gelegenheiten zur Krisenbildung beseitigt oder abgeschwächt haben. Wenn aber das Manifest auf die Frage: Wodurch überwindet die Bourgeoisie die Krisen? die Antwort giebt: neben der erzwungenen Vernichtung einer Masse von Produktivkräften durch die Eroberung neuer und die intensivere Ausbeutung alter Märkte, also dadurch, dass sie allseitigere und gewaltigere Krisen vorbereitet und die Mittel, den Krisen vorzubeugen, vermindert, so ist Engels bis an sein Ende dieser Meinung treu geblieben. Auch sonst ist diese Meinung, dass die Krisen den Kladderadatsch, den Zusammenbruch der Gesellschaft vorbereiten und herbeiführen werden, eine weit verbreitete. In Bebels Buch: Die Frau wird dieser Gedanke weiter ausgeführt, in seinen Etatsreden erscheint er wieder; auch die Resolution, die 1896 in London auf dem Internationalen Sozialistenkongress in Betreff der wirthschaftlichen Aufgaben der Arbeiter angenommen wurde, ist von demselben Geiste diktiert.

Dem gegenüber betont namentlich Bernstein, dass trotz der ungeheuren Entwicklung der Industrie, mit der verglichen die Englands vor 50 Jahren geradezu zwerghaft erscheine, die Katastrophen ausgeblieben seien, und dass es durchaus fraglich erscheine, ob allgemeine Krisen überhaupt noch eintreten werden, ob nicht vielmehr partielle Krisen eines Industriezweiges die anderen unberührt lassen werden. Er verweist daher die Sozialdemokratie wesentlich auf die Aufgabe, die Arbeiterklasse politisch zu organisiren und zur Demokratie auszubilden, vor Allem aber, für alle Reformen im Staatswesen zu kämpfen, die geeignet sind, die Arbeiterklasse zu heben und das Staatswesen im Sinne der Demokratie umzugestalten. Hauptsächlich ist hierbei an die sogenannte praktische Arbeit in den kommunalen Körperschaften und den Parlamenten gedacht. That-

sächlich hat die Partei nicht auf die Theoretiker gewartet, vielmehr ist die Entwicklung von der revolutionären Phrase zur praktischen Thätigkeit, wie unsere Parlamentarier sich ausdrücken, ganz allmählich und stetig vor sich gegangen. In den letzten Tagen sind sogar Stimmen laut geworden, die die Erringung von Reformen auf parlamentarischem Wege für die wesentlichste Aufgabe der Partei zu halten scheinen und um der Erreichung dieser Aufgabe willen eventuell auch vor einem Handeln mit der Regierung nicht zurückschrecken würden. Der Reichstagskandidat des 3. Berliner Wahlkreises, Wolfgang Heine, erklärte in seiner Kandidatenrede, über seine Stellung zur Militärfrage interpellirt, wörtlich: „Wer von vornherein erklärt, einer Anforderung des Gegners gegenüber immer unter allen Umständen bloß nein sagen zu wollen, der verzichtet damit gerade so gut auf das in seiner Bewilligung liegende Kompensationsobjekt, wie der, der sofort ja sagt.“ Und gleich darauf giebt er demselben Gedanken noch einmal Ausdruck: „Die ganze Macht, die das Volk durch seine Vertreter im Reichstage ausüben kann, beruht auf dieser Ausnutzung des Bewilligungsrechtes.“

Die Loyalität erfordert, hinzuzufügen, dass Heine erklärt, auf absehbare Zeiten hinaus würde die Regierung sich auf die Reaktionsparteien stützen, und es würde wohl kaum einer von uns es je praktisch erleben, einen solchen Handel abzuschliessen; aber davon abgesehen zeigen doch die obigen Worte ganz prinzipiell eine so merkwürdige Verkennung der parlamentarischen Aufgaben der sozialdemokratischen Partei und eine solche Verkennung der Umstände, auf denen ihre Stärke und Macht beruht, dass ihnen nicht scharf genug widersprochen werden kann. Es offenbart sich in ihnen dieselbe Höhe der Erkenntniss, die Bismarck zur Schau trug, als er Eugen Richter einst zurief: „Du musst bedeutungslos bleiben; Du kannst keinen Einfluss auf die Regierung erlangen; denn Du sagst ihr immer nur nein. Einfluss kann man nur gewinnen, wenn man unter Umständen auch zum Handeln mit der Regierung bereit ist.“*) In Wirklichkeit verhält sich die Sache umgekehrt. Richters Partei hatte allen Einfluss im Lande, alle Bedeutung im Volke verloren, weil sie kein Verständniss für die sozialen Bedürfnisse der Zeit hatte; deshalb konnte sie im Parlament und seitens der Regierung keine genügende Beachtung finden. Ihr Widerstand gegen die Regierung wäre ihr nicht gefährlich geworden.

Und wie steht es denn in Wirklichkeit mit der Sozialdemokratie? Sie hat bisher ihr Votum im Reichstag noch niemals an die Regierung verschachert, sondern meistentheils gegen, bisweilen auch für die vorgelegten Gesetzentwürfe gestimmt, je nachdem dieselben schädlich oder förderlich für die Arbeiterklasse erschienen. Niemals aber ist es ihr eingefallen, ihr Votum von vorherigen Zusagen der Regierung abhängig zu machen. Ist sie darum einflusslos im Parlament und auf die Regierung gewesen? Ist nicht vielmehr die gesetzgeberische Thätigkeit geradezu von ihr beherrscht worden? Glaubt Heine vielleicht, dass die Arbeiterschutzgesetzgebung auch ins Werk gesetzt worden wäre, wenn die sozialdemokratische Partei nicht existirt hätte?

*) Es ist das natürlich kein wörtliches Zitat.

Wenn die Arbeiterklasse ihre Ideen zum Siege führen will, so scheint mir eine unerlässliche Vorbedingung, dass die sozialdemokratische Partei auch in den katholischen Industriegegenden Fortschritte macht. Nun bin ich keinen Augenblick im Zweifel darüber, dass dann die Stunde des allgemeinen gleichen Wahlrechts geschlagen hat. Fallen die katholischen Arbeiter vom Zentrum ab, so werden die Konservativen, die Nationalliberalen und das Zentrum eine kompakte Majorität bilden, die im Verein mit der Regierung das Wahlrecht der Arbeiter so wirksam beschneidet, dass von einem entscheidenden Einfluss bei Abstimmungen im Parlament gar keine Rede sein kann. Ich wage nicht zu prophezeien, ob eine solche Verkümmern der Volksrechte ohne starke äussere Erschütterungen vor sich gehen wird; denkbar ist es nach Lage der Dinge durchaus. Nehmen wir einmal an, dass die Dinge sich so abspielen werden, verliert dann die Sozialdemokratie ihren Einfluss? Wird sie dann nicht einen weit grösseren Anhang in der Volke gewinnen und demgemäss, trotz geringerer Zahl der Vertreter im Parlament, dennoch eine grössere Beachtung erzwingen?

Mir scheint durchaus das Letztere der Fall zu sein. Auf die Dauer kann keine Regierung im ausgesprochensten Gegensatze zu der grossen Volksmehrheit auskommen, falls diese überhaupt ein klares, politisches Bewusstsein gewonnen hat. Daher scheint mir die Agitation zur Verbreitung der sozialistischen Ideen eine weit wichtigere Aufgabe, als die Erringung irgend welcher kleinen Reformen mit Hilfe der Gesetzgebung; grosse gesetzgeberische Maassnahmen zu Gunsten der Arbeiter können doch nur errungen werden, wenn die Arbeiter selbst in weit grösserem Maasse gewonnen sind, als es bisher der Fall ist.

Dazu kommt noch die rein taktische Frage, ob denn der gegenwärtige Moment ein geeigneter ist, die Frage des etwaigen Handelns mit der Regierung ins Auge zu fassen. Das Grundrecht des Arbeiters, das in seinem Befreiungs-Kampfe noch bedeutend werthvoller ist, als das politische Wahlrecht, ist das Koalitionsrecht. Durch dieses allein ist er ja im Stande, seinen Lohn auf der erreichten Höhe zu halten oder ihn noch zu erhöhen. So alt wie dieses Grundrecht der Arbeiter ist, so alt ist auch der Kampf der Unternehmer gegen dasselbe. Bald sollte der Kontraktbruch der Arbeiter unter Strafe gestellt werden, bald wurde in jedem Streik eine revolutionäre Gewaltthat erblickt, dann wieder erklärte man, das Vaterland sei in Gefahr, wenn grosse Industrien bei Ausbruch eines Krieges durch eine Arbeitseinstellung leistungsunfähig gemacht würden, und jetzt wieder hat man das neue Schlagwort von dem Terrorismus der Arbeiter erfunden, gegen den man die braven Arbeitswilligen schützen müsse. Denkt man daran, dass gerade jetzt der Kampf gegen das Koalitionsrecht und gegen die Gewerkvereine von der Regierung auf der ganzen Linie erklärt ist, so wird man den Zeitpunkt für ein etwaiges Paktiren für so ungeschickt gewählt erklären müssen, als es nur möglich ist. Aber auch abgesehen davon muss man sich prinzipiell gegen den Kauf von Volksrechten durch an sich ungerechtfertigte Bewilligungen erklären, denn ein solches Verfahren verlegt das Kampffeld völlig ins Parlament und macht dies zu einer Institution, die nur zu einer allgemeinen Korruption führen kann.

Der Vooruit.

Von

Heinrich Franck.

(Brüssel.)

Im Jahre 1881 beschlossen einige Arbeiter in Gent, eine Kooperativ-Genossenschaft auf sozialistischer Basis zu errichten. Sie erhielten von der Gewerkschaft der Weber 2000 Fr. vorgestreckt und gründeten mit diesem Kapital den Vooruit.

Am 1. Januar 1897 hatte der Vooruit 5911 Mitglieder; und ihre Zahl hat sich seitdem noch vergrößert.

Der Vooruit ist eine Institution, die zunächst durch die Verbilligung des Konsums die Leute zum Beitritt veranlasst. Die gewonnenen Mitglieder werden dann aber fast unauflöslich an den Vooruit gefesselt, dadurch, dass dieser in immer grösserem Maasse allen ihren materiellen und geistigen Bedürfnissen zu entsprechen sucht.

Der Vooruit umfasst die verschiedenartigsten Einrichtungen. Zunächst Geschäfte mit Fabrikationswerkstätten: Bäckerei, Spezerei, Wäsche- und Stofflager, Schneider-, Schuhmacher-, Tischler-, Schlosser- und Ofenwerkstatt, Kohlenlager und Apotheken; sodann Erholungs- und Unterrichtsanstalten, Versammlungssäle, Festsäle, Cafés, ein Turnsaal, Zuschneideschulen, Diskussionszirkel, eine Bibliothek und eine Zeitung; er verfügt ferner über eine Sparkasse, eine Kranken-Versicherungskasse, eine Hilfs- und Pensionskasse. Die Mitglieder sind in Berufskategorien eingetheilt und gewerkschaftlich organisirt. Die Kooperativ-Organisation dieses Instituts, die Ursachen seines Erfolges, die Bedingungen, unter denen das Personal arbeitet, die Vortheile, welche es seinen Mitgliedern gewährt, bieten vom sozialen Gesichtspunkt aus eine Fülle hochinteressanter Einzelheiten. Man beginnt jetzt auch in den Kreisen der deutschen Sozialisten, trotz aller Konzentration auf die parlamentarische Thätigkeit, die grösse Bedeutung des Genossenschaftswesens für den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse einzusehen. Es scheint daher angebracht, gerade in einer deutschen sozialistischen Zeitschrift eine etwas detaillirtere Darstellung des grössten bisher gelungenen Versuches zu geben*).

* * *

Jeder, der in den Vooruit aufgenommen werden will, muss die folgenden drei Bedingungen erfüllen: 1. einen Fr. als Vereinsbeitrag zahlen; 2. 25 Ct. für das Aufnahmebuch zahlen, das ihm übergeben wird; 3. sich gut gegenüber der sozialistischen Partei betragen. Diese so leichten Verpflichtungen werden dem Eintretenden dadurch noch weniger fühlbar gemacht, dass die Verwaltung der Genossenschaft dem Neuaufgenommenen jede Baarzahlung erspart. Sie entschädigt sich für ihre Vorschüsse durch den Betrag des Antheils, welcher dem Mitgliede bei der ersten Vertheilung der Einnahmen zukommt.

Die Grundlage der Organisation des Vooruit bildet die Fabrikation und der Verkauf des Brodes. Die Genossenschaft hat nicht nur mit der Bäckerei

*) Das Musée Social, jene eigenartige, lediglich durch Privatmittel existirende Gesellschaft, die sich soziale Einzelforschung zum Ziel gesetzt hat und mit bestem Gelingen, auch durchführt, hat in einer seiner letzten Publikationen eine Monographie des Vooruit geboten. Die im Folgenden enthaltenen, sehr zuverlässigen Angaben sind ihr entnommen.

begonnen, sie zieht aus ihr auch heute noch ihre wichtigsten Hilfsmittel. Mehr als $\frac{2}{5}$ der Hilfsmittel der Genossenschaft stammen aus dem Brodverkauf.

Jeden Sonntag empfangen die Mitglieder der Kooperative den Besuch eines Beamten des Vooruit. Derselbe ist mit kleinen Zahlmarken aus Metall versehen, von denen jede genau den Preis repräsentirt, für welchen der Vooruit den Mitgliedern ein Kilogramm Brod liefert. Die Marken werden baar verkauft. Die Mitglieder kaufen gewöhnlich so viele derselben, als sie während einer Woche Brode zu konsumiren rechnen. Die Anzahl der gekauften Marken wird von dem Beamten in dem Aufnahmebuch des Mitgliedes notirt. Das Mitglied hat auf diese Weise eine Bescheinigung über die Einkäufe, welche es bei der Kooperative gemacht hat. Es kann, wenn es ihm besser passt, auch bei jedem einzelnen Brode baar bezahlen, was ihm ebenfalls im Aufnahmebuch vermerkt wird, es hat jedoch der Markenverkauf im Voraus erhebliche Vortheile für die Verwaltung.

Nach dem oben angegebenen Verkaufssystem begreift man leicht, dass der Vooruit die Vorausbezahlung des Brodes verlangt, welches er verkauft. Es ist das übrigens eine nothwendige Konsequenz der Einrichtung der Baarzahlung, welche in der Genossenschaft Prinzip ist. Aber man kann sich anfangs nicht erklären, warum die Kooperative von ihren Mitgliedern 30 Ct. für ein Produkt verlangt, welches sie mit 21 Ct. abschätzt, und das sie an Fremde für nur 22 Ct. verkauft. Diese zu hohe Preiserhebung ist indessen die Konsequenz einer historischen Thatsache. Als man im Jahre 1886 mit der Bäckerei, welche damals den ganzen Vooruit bildete, begann, war der Preis des Brodes relativ hoch. Die Marken, welche die Kooperative schuf, wurden ihren Mitgliedern mit 35 Ct. pro Stück nach den Genter Marktpreisen verkauft. Als die Mehlpreise gefallen waren, verschwanden die kleinen Bäcker vor der zunehmenden Konkurrenz, und der Preis von 35 Ct. übertraf bedeutend den Durchschnittswerth des Brodes. Die Mitglieder beklagten sich indessen nicht. Als die Verwaltung der Kooperative im Jahre 1893 den Preis der Marken auf 30 Ct. herabsetzen wollte, ein Preis, welcher immer noch bedeutend höher war, als der Marktpreis eines Kilogramms Brod, bedurfte es des ganzen Einflusses der Verwaltung, um die Generalversammlung zu veranlassen, diesen neuen Tarif anzunehmen.

Warum widerstanden die Mitglieder einer Tarifierabsetzung, welche ihrem Vortheil zu entsprechen schien?

Die aufmerksame Beobachtung der Arbeiterfamilie giebt uns die Antwort darauf. Sie zeigt, dass das Interesse des Arbeiters in einem besonderen Bedürfniss zu sparen liegt, dem das System des erhöhten Brodpreises die volle Befriedigung sichert, und zwar in wirksamerer und leichter Weise, als es jedes andere Verfahren thun könnte.

Der wöchentliche oder vierzehntägige Lohn des Arbeiters reicht nicht aus, wenn die Familie ausser den täglichen Ausgaben für Nahrung und Wirthschaft kostspieligere Anschaffungen machen muss, wie sie z. B. das Bedürfniss sich zu kleiden, erfordert. Um diese Bedürfnisse befriedigen zu können, muss er fortgesetzt von seinem Wochenlohn einen Theil sparen und sich momentane Bedürfnisse, welche er mit diesen Ersparnissen decken könnte, versagen. Obgleich er sehr durchdrungen von den Vortheilen des Sparens ist, hat er andererseits nicht die Kraft, wirksam den Versuchungen zu widerstehen, wenn er sich selbst

überlassen bleibt. Er sucht sich also gegen seine eigenen Neigungen zu waffnen, indem er zu einer fremden Stütze Zuflucht nimmt. Es ist leicht einzusehen, dass die Sparkassen diesem Bedürfniss nicht entsprechen. Sie verlangen von Denjenigen, welche sie benutzen, im Voraus gemachte Ersparnisse. Der Arbeiter braucht also eine Einrichtung, welche es übernimmt, von selbst Ersparnisse zu machen bei Denen, welche nicht die Kraft dazu haben. Der erhöhte Brodpreis mit dem System der Marken und der den Mitgliedern regelmässig übermachten Summen entspricht auf wunderbare Weise diesen besonderen Forderungen. Der Vooruit erhebt in der That auf den Preis eines jeden Brodes, welches er seinen Mitgliedern liefert, 40—50% über den Werth. Nach drei Monaten giebt er die Summen, welche er auf diese Weise anhäuft, wieder zurück. So erweist er Denjenigen, welche ihr Brod von ihm kaufen, den doppelten Dienst: in einer rein automatischen Weise für sie zu sparen und von ihnen nur die Ausgabe zu verlangen.

Jedes Vierteljahr regulirt die Verwaltung der Kooperative die Rechnungen der Bäckerei und geht an die Vertheilung der Gewinne heran. Diese bestehen in der Differenz zwischen den nach den Markt-Brodpreisen festgesetzten Preisen des Brodes und den von den Mitgliedern gezahlten Preisen. Am Anfang jedes Vierteljahres stellt die General-Versammlung der Mitglieder den Preis des Brodes für die drei folgenden Monate fest. Wenn wir als reellen Preis für das Kilogramm Brod 21 Ct. annehmen, so hat die Kooperative, welche es zu 30 Ct. liefert, an jedem Brod 9 Ct. über den Werth eingenommen. In den 13 Wochen, welche das Vierteljahr bilden, hat sie 13×9 Ct. eingenommen. Da sie wöchentlich gewöhnlich 97 000 Brode fabrizirt, hat sie in einem Vierteljahr im Ganzen $97\,000 \times 13 \times 0,09$, also 113 490 Fr. eingenommen. Es geht folglich in jedem Jahre durch die Hände der Genter Kooperative ein Kapital von 450 000 Fr., dessen Nutzniessung sie ganz umsonst hat. Das ist der pekuniäre Vortheil, welchen sie aus den erhöhten Preisen zieht, zu welchen sie das Brod liefert.

Das Mitglied begnügt sich also nicht damit, das Brod, welches es erhält, im Voraus zu zahlen; es streckt seinem Lieferanten noch ein seinen Einkäufen entsprechendes Kapital vor, für das es keine Zinsen verlangt. Wenn man zu diesem beträchtlichen Vortheil noch denjenigen hinzurechnet, welcher aus der Baarzahlung resultirt, gegen welche der Vooruit seine Waaren verkauft, und wenn man ferner in Betracht zieht, dass der Vooruit seine Verpflichtungen seinen Lieferanten gegenüber erst nach einem Ablauftermin von drei oder sechs Monaten zu erfüllen braucht, dann muss man anerkennen, dass er unter den denkbar günstigsten finanziellen Bedingungen arbeitet.

Aus der Erhöhung der Brodpreise und der Rückzahlung der Ersparnisse resultirt noch ein anderer sehr bedeutender Vortheil für die sozialistische Kooperative. Anstatt jedem Mitgliede die Rückzahlung der Ersparnisse in Geldform zu übermitteln, giebt die sozialistische Kooperative ihm einen Bon, welcher in ihren verschiedenen Geschäften als Entgelt für Waaren in Zahlung genommen wird. Das Mitglied, welches beim Vooruit sein Brod kauft, ist aber infolge dieses Einkaufes gezwungen, neue Einkäufe in den Geschäften der Kooperative zu machen, wenn es seine Ersparnisse verwerthen will. Der Verkauf des Brodes bildet die Schwelle des Instituts. Hat jemand sie überschritten, so kann er weder stehen bleiben noch zurückgehen, er muss, um herauszukommen, neue Einkäufe in einem Geschäft der Kooperative machen.

Der erhöhte Brodpreis ist also ein vom Vooruit künstlich zu dem Zwecke angewendetes Verfahren, eine Kundschaft festzuhalten, welche ihm entgehen würde, wenn er nicht zu dieser Maassregel seine Zuflucht nähme.

Unter den Geschäften des Vooruit verdienen die Spezereien und die Kram-, Tuch- und Kleiderläden besondere Aufmerksamkeit.

Die Spezereien nehmen da eine etwas untergeordnete Stellung ein, trotz der gesicherten Kundschaft. Man vermisst in ihnen jene Sorgfalt und Sauberkeit, welche gerade beim Verkauf von Nahrungsmitteln nothwendig ist, und welche den Appetit der Konsumenten anregt. Die Spezereien sind auch nicht typisch für die Magazine des Vooruit. Den vollendetsten Typus für dieselben bilden die Kram- und Kleidergeschäfte, welche sich stetig vergrössern. Ihre Organisation und ihre Einrichtungen zeigen die ernstesten Anstrengungen, welche gemacht werden, um die Kundschaft in jeder Weise zufrieden zu stellen.

Das System des künstlich erhöhten Brodpreises spielt gerade in den Bekleidungsgeschäften eine besonders grosse Rolle in Bezug auf die Schaffung der Kundschaft. Die Mitglieder tauschen in diesen Geschäften gewöhnlich ihre Einkaufs-Bons ein. Der Gewinn der Mitglieder ist in diesen Geschäften durch das Reglement festgesetzt. Er beträgt 6% des Betrages der gemachten Einkäufe.

Ebenso wie der Gewinn beim Brodeinkauf, wird auch dieser Gewinn von 6% nicht in Geld ausgezahlt, sondern in Bons, welche durch neue Einkäufe beim Vooruit einzulösen sind.

Nach den Büchern des Vooruit lassen sich alle Mitglieder, in drei Kategorien theilen. Die erste Kategorie kauft im Vooruit nur Brod. Die Bons, welche aus diesem Brodeinkauf resultiren, tauschen sie wieder auf Brod ein, ihre anderen Einkäufe machen sie nicht beim Vooruit. Die zweite Kategorie macht beim Vooruit andere Einkäufe nur für den Betrag, welcher ihnen durch die Bons als Gewinn zukommt. Beide Kategorien nutzen das System des erhöhten Brodpreises aus, um Ersparnisse zu machen. Diese beiden Gruppen umfassen den grössten Theil der Mitglieder. Sie sind im Grunde keine Koöperateure, da sie für die reine Koöperation, welche ihnen nennenswerthe Vortheile nicht zu bieten scheint, kein Interesse haben.

Die dritte Kategorie kauft nicht des Vortheils wegen im Vooruit, sondern um des Prinzips willen. Der Glaube an den Sozialismus, der Wunsch, ihm zum Siege zu verhelfen, welcher seine Anhänger beseelt, bildet für die Koöperative ein sehr wichtiges Element des Erfolges. Thatsächlich besorgt eine beträchtliche Anzahl von Mitgliedern des Vooruit aus Prinzip ihre Einkäufe systematisch in der Koöperative, ganz gleich, ob sie zu ihrer Zufriedenheit bedient werden oder nicht. Dieser Theil der Mitglieder bildet das zuverlässige Element, auf welches der Vooruit rechnet.

Noch ein anderer Umstand trägt sehr viel zum Gedeihen des Vooruit bei. Der Geschäftsführer der Koöperative widmet seine Zeit ausschliesslich der Leitung der Koöperative und der Beaufsichtigung ihrer Werkstätten. Ursprünglich Politiker, ist er Kaufmann geworden. Ein begabter, unternehmender und thätiger Mann, hat er soweit als möglich die Spezialisten ersetzt, welche die Leitung gewisser Geschäfte eigentlich erfordert. Er ist mehr als ein einfacher Kaufmann, er ist ein äusserst gewandter Geschäftsmann.

Der Geschäftsführer wird durch eine Kontroll-Kommission unterstützt, welche die Forderungen und Wünsche der Mitglieder betreffs des Einkaufs und

Verkaufs der Waaren entgegennimmt, sie prüft und dem Geschäftsführer übermittelt.

Der Einfluss des begabten Leiters macht sich besonders bemerkbar in den stetig zunehmenden Einnahmen des Konfektions-Geschäfts, welche im Jahre 1894 den sechsten Theil der Total-Einnahme des Vooruit betrug. Als im Mai 1897 das neue Etablissement, welches unter einem Dache den Kramladen und die Tuch- und Konfektionsläden vereinigte, niedergebrannt war, erinnerte die Zeitung Le Peuple an die Festlichkeiten während der Eröffnung des Etablissements. In glänzenden Farben schilderte sie das herrliche Gebäude, welches mit hellen Gemälden verziert war, die auf der Façade die Verbrüderung der Arbeiter im allgemeinen Frieden darstellten; auf den Fenster-Pfeilern die Büsten von Karl Marx, de Paep und andern sozialistischen Führern. In flämischer Uebersetzung war hier der berühmte Ruf des grossen Propheten des deutschen Sozialismus zu lesen: Proletarier aller Länder vereinigt Euch! Am Abend hob das elektrische Licht lebhaft die Verschiedenheit der Farben hervor, welche diese seltsame Façade ausmalten. Alle modernen Erfindungen waren nutzbar gemacht worden, um das Unternehmen zu einem grossartigen zu gestalten.

Seit der Erbauung dieses Etablissements im Jahre 1894 datirt der grosse Versuch, die Geschäfte der Kooperative auszudehnen. Er gründet sich auf die Anschaffung grosser Einrichtungen und auf die Zuflucht zu einer fortgesetzten Reklame. Der Versuch ist gelungen. In zwei Jahren hat sich die Umsatzziffer des Kleider-Magazins fast verdoppelt.

* * *

Am Ende des Halbjahrs macht der Vooruit die Rechnungen seiner verschiedenen Etablissements. Hierauf veröffentlicht er den Stand der Einnahmen und Ausgaben, durch welche die erzielten Gewinne festgestellt werden. Genau genommen vertheilt der Vooruit nicht die Gewinne an die Mitglieder. Auf die in den Kohlen-Magazinen, in den Apotheken und in den Büffets der Versammlungs-Säle gemachten Einkäufe werden überhaupt keine Gewinne gewährt. Das ist eine bedeutende Profitquelle für die Kooperative. Die Rückzahlung auf die Brodeinkäufe beträgt oft nur den geringsten Theil der aus der Bäckerei erzielten Gewinne, die Rückzahlung bildet ja nur die Differenz zwischen dem wirklichen und dem erhöhten Preise. Die anderen Geschäfte gewähren nur 6 % des Betrages der Einkäufe. Der Vooruit behält also die Gewinne und sichert sich auf diese Weise bedeutende Kapitalien, deren Nutzen und Anwendung wir später kennen lernen werden.

Der Abschluss des Jahres 1896 ergab für den Vooruit einen Reingewinn von insgesamt 1 476 213 Fr. nach Abzug der den Mitgliedern gewährten Rückzahlungen. Am Anfang, im Jahre 1881, bildete der Vooruit nur eine einfache Bäckerei mit einem Kapital von nur 2000 Fr. Erst am Ausgang des Jahres 1883 fing er sich einigermaassen zu entwickeln an. Der Fortschritt fällt zusammen mit dem Eintritt Ansees in die Direktion der Kooperative. Der neue Führer brachte ihr nicht nur die energische persönliche Leitung, sondern stellte auch das grosse Kapital und die vollendeten Maschinen in ihren Dienst; und mit Hilfe dieser drei Faktoren ist der Vooruit zu dem geworden, was er heute ist. Durch allmähliche Anschaffungen ist die Kooperative die Besitzerin wichtiger Immobilien geworden. Sie hat sich ein grosses Lokal gekauft, das sie zum Spezialegeschäft verwendet;

an dasselbe schliessen sich ein Kaffeesaal, ein grösser Turnsaal, mehrere Versammlungssäle, Remisen etc. an. Ferner hat der Vooruit eine Bäckerei, ein Kohlenmagazin, einen Kleiderladen und andere kleine Gebäude bauen lassen, Alles aber nur ganz allmählich und nur in dem Maasse, wie der Erfolg seiner Unternehmungen ihm das nöthige Kapital sicherte.

Die folgende Tabelle zeigt uns die Entwicklung der Kooperative mit ihren verschiedenen Geschäften während der letzten Jahre:

Jahr.	Brutto-Einnahmen.	Gewinne.	Unkosten.	Netto-Gewinne.
1890	1 361 963	96 986	30 335	66 633
1891	1 522 307	61 779	33 948	27 831
1892	1 532 927	80 882	31 647	46 235
1893	1 607 205	110 056	44 695	65 361
1894	1 643 431	136 705	37 718	98 987
1895	1 977 388	128 240	49 980	78 260
1896	2 027 022	109 741	48 184	61 557

Auffallend ist in dieser Tabelle, erstens die stetig wachsende Ausdehnung der Geschäfte, welche sich stets klar durch die progressive Vermehrung der Brutto-Einnahmen ausdrückt; zweitens die Sprünge, welche die Gewinne und die Unkosten von einem Jahre zum anderen machen. Es ist leicht begreiflich, dass trotz der Ausdehnung der Geschäfte die Gewinne nicht immer der Summe der Brutto-Einnahmen entsprechen. Nichts ist variabler als der Gewinn, welcher von sehr verschiedenen Marktbedingungen beeinflusst wird.

Aber dies ist gewöhnlich nicht der Fall bei den Unkosten, welche in der Regel konstant sind; wenn sie sich ändern, folgen sie dem Entwicklungsgang der Geschäfte. Hier aber liegt die Sache ganz anders. Von 1892 bis 1893 steigen sie ganz plötzlich, ohne dass die Geschäftszahl wächst, von 31 647 auf 44 695 Fr., um im folgenden Jahre auf 37 718 Fr. zu sinken. Die Geschäftszahl hat sich während der Zeit wesentlich vergrössert. In dieser Unregelmässigkeit geht es weiter, so dass man zu der Annahme berechtigt ist, dass da irgend etwas Anormales vorliegt. In der That betragen die Geschäftsunkosten jährlich nur 13 728 Fr. Die Kosten für die Bureaus, Bücher, Unterhaltung und Versicherung betragen höchstens die gleiche Summe wie die Geschäfts-Unkosten. Es muss also noch eine andere Ausgabequelle vorhanden sein. Und so verhält es sich auch. Es kommen nämlich noch die Ausgaben hinzu, welche für die politische Propaganda gebraucht werden. Sie variiren zwischen 10—15 000 Fr. pro Jahr. Den geschäftlichen Interessen fremde Nebeninteressen beeinträchtigen also die Gewinne, welche die Kooperative einheimst. Diese Nebeninteressen wirken aber, wie wir oben gesehen haben, auch nützlich auf das Budget des Vooruit ein und machen eben einen bedeutenden Profit aus. Und schliesslich sucht ja die belgische sozialistische Partei ihre Anhänger nur deshalb genossenschaftlich zu organisiren, weil sie auf diesem Wege die politische und soziale Umwälzung sich schneller verwirklichen sieht.

Um seinen vielseitigen Aufgaben entsprechen zu können, beschäftigt der Vooruit ein Personal von etwa 320 Arbeitern, Beamten und Handlungsdienern, die nach der verschiedenen Art ihrer Arbeit verschiedene Gehälter beziehen und sich in grosse, und diese wieder in untergeordnete Gruppen theilen. Allein die für den Verkauf Angestellten zerfallen in drei Abtheilungen. Eine derselben besorgt den Verkauf des Brodes, die andere den Spezereienverkauf, die dritte bedient die Bekleidungsabtheilung.

Der Verkauf des Brodes bedarf keiner besonderen Verkaufshäuser, weil dasselbe jedem Mitglied ins Haus geliefert wird. Um dies durchzuführen, braucht der Vooruit eine ganze Anzahl von Brodausträgern, von denen jeder, mit einem von Hunden gezogenen Karren versehen, ein Stadtviertel durchheilt. Ein solcher Austräger verdient 22,50 Fr. wöchentlich. Für jedes an ein Nicht-Mitglied verkaufte Brod erhält er noch 1 Ct. mehr.

Alle anderen Abtheilungen erfordern besondere Verkaufsräume. Der Spezereihandel ist folgendermaassen eingerichtet: Es werden einzelne Läden gemiethet und ausgestattet, die einem Verwalter übergeben werden, welcher 20 Fr. wöchentlich erhält; gewöhnlich hilft die Frau beim Verkauf, der völlig auf Rechnung des Vooruit geht. Ein Kontrollbeamter revidirt den Betrag der täglichen Einnahme, an der der Verwalter der Filiale keinen Antheil hat.

Ganz anders ist die Organisation des Kramhandels, des Kleider- und Schuhgeschäftes. Hier giebt es keine einzelnen Filialen, sondern der ganze Betrieb ist in einem grossen Kaufhause mit zahlreichem Personal von Zuschneidern, Näherinnen, Schuhmachern, Verkäuferinnen etc. zentralisirt. Alle diese Angestellten zu leiten und zu überwachen, sowie die äusserst vielseitigen Geschäfte zu führen, dazu bedarf es einer umsichtigen und verantwortungsreichen Verwaltung. Die Magazine sind geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags und von 1½ Uhr Nachmittags bis 8¼ Uhr Abends. Am Sonnabend wird eine Stunde später geschlossen, und am Sonntag bleiben die Verkaufsräume bis Mittag geöffnet. Als Entschädigung für den Sonntagvormittag wird ein Urlaub von einem halben Tage während der Woche gewährt. Die Gehälter der Verkäuferinnen sind nicht gleich gross, eine der Aufsichtführenden bezieht z. B. 17 Fr. 50 Ct. wöchentlich.

Die Produktion der Kooperativen beschränkt sich auf die Produkte, deren sofortige Herstellung für den Verkauf und den Unterhalt des Instituts nothwendig ist, wie bei der Bäckerei, den Werkstätten der Näherinnen, der Schuhmacher und Lederstepperinnen und der Tischlerei.

In diesen Werkstätten hat der Vooruit die hauptsächlichsten Prinzipien des sozialistischen Parteiprogramms in Bezug auf Einrichtung, Dauer und Bezahlung der Arbeit zu verwirklichen versucht. Die verschiedenen Produktionsgruppen zeigen deutlich, welcher fühlbarer Unterschied durch die Natur des herzustellenden Produktes, durch das Verfahren der Herstellung selbst und endlich durch den Marktpreis des Arbeitslohnes hervorgerufen werden. Aus diesen Gründen kann man die Organisation der Produktion des Vooruit nicht allgemein behandeln, sondern muss auf ihre einzelnen Zweige näher eingehen.

Die Arbeit, welche von Männern verrichtet wird, ist anders als die der Frauen. Die Bäckerei beschäftigt am meisten, etwa 36 Arbeiter, die in drei sich ablösenden Schichten arbeiten, von denen jede 8 Stunden beschäftigt ist. Der Lohn beträgt 24 Fr. wöchentlich. Die Tischler erhalten 40 Ct. pro Stunde und arbeiten 9 Stunden täglich. Sie haben keinen Theil an der Leitung der

Arbeit und beziehen keine Tantiemen aus den Ueberschüssen ihrer Werkstätte. Ueberhaupt ist der Vooruit, was die kooperative Produktion betrifft, in der Art der Patronats-Werkstätten organisirt.

Die vom Vooruit angestellten Frauen sind ausschliesslich mit den für die Bekleidung und das Schuhzeug nöthigen Handarbeiten beschäftigt. Die Lederstepperinnen nähren auf der Maschine zu etwa 10 unter der Aufsicht einer älteren Vorarbeiterin. Die Arbeit ist so für jede präzise bestimmt, dass die Herstellung jeder Art von Schuhen nach den Minuten, die zur Anfertigung nöthig sind, berechnet werden kann. Nach dieser Arbeitstheilung ist der Lohn für die Arbeiterin genau berechnet. Die Werkstätte ist von 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens bis 6 $\frac{1}{2}$ Uhr Abends geöffnet. Drei Ruhepausen von zusammen 3 Stunden unterbrechen die Arbeit. Auf ihren Wunsch kann die Arbeiterin 1 $\frac{1}{2}$ Stunden länger arbeiten. In der Nähwerkstätte herrscht nicht das Minutensystem. Jede Arbeiterin erhält ein bestimmtes Grundgehalt, das nach ihren muthmasslichen Fähigkeiten und der Arbeitszeit festgesetzt wird; eine Erhöhung desselben tritt ein, wenn ihre Arbeitsleistung diesen Durchschnitt übersteigt. Auch hier wird die gleichartige Arbeit von einzelnen Gruppen unter Leitung einer Vorarbeiterin besorgt. Alle Näherinnen arbeiten in einem grossen hellen Saal. Hohe Fenster sorgen für genügendes Licht, das am Abend durch viele elektrische Lampen ersetzt wird. Vorzügliche Ventilation und Beheizung schafft stets gesunde reine Luft für die etwa 70 Arbeiterinnen. Die Nähmaschinen werden anstatt mit Händen oder Füßen mit Dampf betrieben. Dies allein bedeutet einen gewaltigen Fortschritt für die Leichtigkeit und Ergiebigkeit der Arbeit. Die Arbeitsstunden dauern von 7 Uhr Morgens bis Mittag, beginnen nach 2 Stunden wieder und dauern bis 6 Uhr Nachmittags. Vor- und Nachmittags wird die Arbeit durch je eine $\frac{1}{4}$ stündige Ruhepause unterbrochen. Eine Verlängerung der Arbeitsstunden steht den Arbeiterinnen bis 8 $\frac{1}{2}$ Uhr frei oder nicht, je nachdem sie jünger oder älter als 25 Jahre sind. Die Arbeiterinnen singen bei der Arbeit, was bei der Beaufsichtigung in kleinen Gruppen keine Störung hervorruft. Von dem erhaltenen Ueberlohn geben die Arbeiterinnen einen kleinen Betrag für eine Reisekasse und eine Kasse für Unvorhergesehenes. Nach dem Geschäftsschluss besuchen alle Arbeiterinnen die Abendschule des Vooruit, wozu sie verpflichtet sind.

*

*

*

Einer der hauptsächlichsten Grundsätze der Arbeiterpartei, dass nämlich die geistige Arbeit ebenso hoch bezahlt werden solle wie die Handarbeit, hat im Vooruit nicht durchgeführt werden können, obgleich derselbe auch den Grundsatz aufgestellt hat: Jedermann arbeitet im Vooruit 8 Stunden und Jedermann erhält dafür 4 Fr. Lohn. Wenn man jedoch einen Blick auf die thatsächlich gezahlten Löhne wirft, sieht man, dass dies Ziel nicht erreicht worden ist. So erhält z. B. der Schneidermeister 3000 Fr. jährlich, das macht 10 Fr. pro Arbeitstag, während die Bäcker 4 Fr. bei 8 Arbeitsstunden, die Tischler 4 Fr. bei 9 Arbeitsstunden, die Verkäuferinnen 2,40 bis 3 Fr. in 10 Stunden, die Schneiderinnen endlich 1,60 bis 2,80 Fr. täglich verdienen. Andererseits erhalten die an der Leitung der Geschäfte Betheiligten einen höheren Lohn als die einfachen Arbeiter, obgleich sie auch nur Arbeiter ohne geistige Vorbildung sind wie die Zuchneider und die Werkführer der Bäckerei. Ueberall wo der Vooruit einfache Arbeiter zu solchen Posten heranziehen kann, thut er es mit Vorliebe. So gehen be-

sonders aus den Reihen der Buchdrucker, die gewöhnlich hervorragend befähigte und vorgeschrittene Leute sind, eine grosse Anzahl von Aufsichtsbeamten, wie Inspektoren, Kontrolleure und Kassirer, hervor, deren Gehälter von 18 bis 32 Fr. pro Woche betragen. Dagegen erreicht das Gehalt der keine Verantwortung tragenden Angestellten, die nur Einnehmer- oder Abschreiberdienste verrichten, nicht den Normallohn des einfachen Arbeiters.

Aber der Vooruit braucht für gewisse Dienste Leute mit einer besonderen intellektuellen Vorbildung. In diesen Fällen ist die Differenz zwischen der Bezahlung der Hand- und der Kopfarbeit eine sehr bedeutende. So z. B. bei den vier Apothekern. Jeder von ihnen bekommt 200 Fr. monatlich, ferner 5% von den Gewinn-Antheilen der Apotheke, welche sie leiten, und ausserdem freie Wohnung, Beleuchtung und Heizung. Ihre Entlohnung beträgt also das Drei- oder Vierfache eines einfachen Arbeiters.

Was die Verwaltung des Vooruit anlangt, so bildet die Basis derselben die General-Versammlung der Mitglieder, welche wenigstens viermal jährlich stattfinden muss. Jeder Abwesende hat eine Strafe von 25 Ct. zu zahlen.

Obgleich alle Machtbefugnisse von dieser General-Versammlung ausgehen, darf sie über keinen Vorschlag diskutieren, welcher nicht erst der Verwaltungs-Kommission vorgelegen hat. Diese besteht aus fünf Mitgliedern, welche von der General-Versammlung für fünf Jahre gewählt werden. Die Verwaltungs-Kommission vertheilt unter ihren Mitgliedern die Aemter und setzt den Geschäftsführer der Kooperative ein; sie fixirt auch die Gehälter und hat absolute Macht in geschäftlicher Beziehung. Um ihr angehören zu dürfen, muss man wenigstens zwei Jahre Mitglied des Vooruit sein und einem sozialistischen Propaganda-Klub oder einer Gewerkschaft angehören. Die wirkliche Verwaltung des Vooruit in Bezug auf das Personal und auf den innern Dienst kommt dem Geschäftsführer zu. Das Direktions-Komitee, das aus der Verwaltungs-Kommission und seinen Hilfskräften, welche er je nach Bedarf anstellen kann, besteht, wird jährlich zum dritten Theil erneuert und kommt jede Woche zusammen. Endlich besteht noch das aus 12 von der General-Versammlung gewählten Mitgliedern bestehende Kontroll-Komitee, welches den Gang der Kooperative überwacht und dem Direktions-Komitee die Wünsche und Beschwerden der Mitglieder vorträgt.

Die Mitglieder des Vooruit geniessen viele Vortheile, welche nicht zu dem Wesen der Kooperative gehören.

1. Der Vooruit verzinst ihnen ihre Ersparnisse mit 4%.
2. Im Krankheitsfalle haben die Mitglieder, welche 5 Ct. monatlich zahlen, das Recht, während eines Halbjahres sechs Brode wöchentlich zu erhalten.
3. Ein wöchentlicher Beitrag von 5 Ct. berechtigt zu ärztlicher Behandlung und gewährt freie Medizin während eines Jahres.
4. Seit 1897 empfangen die Frauen während des Wochenbetts Brod, Spezereiwaaen und Kohlen eine Woche lang ohne Bezahlung.
5. Beim Tode eines Mitgliedes empfängt seine Familie eine Unterstützung von 10 Fr.

6. Seit 1897 besteht ferner eine Pensionsberechtigung, die auf den von den Mitgliedern in den Magazinen gemachten Einkäufen basirt. Die Bedingungen sind folgende:

Jedes Mitglied, das während 20 Jahren wenigstens in den Spezerei-, Kramhandel- und Konfektions-Magazinen jährliche Einkäufe im Betrage von 150 Fr. gemacht hat, erwirbt das Recht, mit 60 Jahren eine Pension von 120 Fr. in Bons zu erhalten, die es in den Geschäften der Kooperative eintauschen kann. Bei seinem Tode erbt die andere Ehehälfte diese Pension.

Dies sind die hauptsächlichsten Vortheile, die die Mitglieder der belgischen sozialistischen Kooperative geniessen; nehmen wir hierzu noch den Gebrauch der Versammlungssäle, die Theilnahme an den Festen und die Benutzung einer Bibliothek, so haben wir in grossen Zügen alle sozialistischen Einrichtungen zusammengefasst, die sich unter dem Namen des Vooruit vereinigen.

Basis und Ueberbau.

Von

Theodor Kapelusz.

(Wien.)

In der letzten Zeit ist es Mode geworden, mit einer gewissen Schadenfreude auf die innere Zersetzung der marxistischen Theorie hinzuweisen. In Wirklichkeit verhält sich die Sache so: die gelehrten Gegner unterscheiden den Marxismen ganz verworrene Begriffe, sie schaffen sich je nach Bedarf aus eigenen Mitteln einen ganz originellen Marxismus, um ihn dann glänzend zerschmettern zu können.

So wurde vielfach behauptet, der Marxismus „leugnet“ den idealen Faktor, er will die Rolle der Ideen nicht anerkennen, er ist fatalistisch. Und wenn von marxistischer Seite solchen Zufuthungen entgegengetreten wird, dann heisst es: die Marxisten schwören ihre eigenen Prinzipien ab. Man widerlegt zum Beispiel den Marxismus mit dem Hinweise auf die nicht zu verkennende ausserordentliche Bedeutung des religiösen Faktors in der Zeit der Kreuzzüge. Welcher Marxist wird aber diese fast epidemische Spannung des religiösen Gefühls während dieser Zeit bestreiten? Uns liegen solche Albernheiten ganz fern. Wir fragen nur, welche Ursachen haben diese psychischen Zustände herbeigeführt, warum entstanden sie gerade im XI. Jahrhundert und nicht im Zeitalter Ad. Smiths und Ricardos? Weiter: wenn ein marxistischer Theoretiker von dem maassgebenden Einflusse der Politik auf irgend welches historische Ereigniss spricht, so ist das schon für die Antimarxisten Grund genug, von dem Absterben der marxistischen Theorie zu faseln. Es muss daher stets im Auge behalten werden, dass der ökonomische Materialismus die Rückwirkung der Politik und der anderen sekundären historischen Faktoren auf die Oekonomie garnicht leugnet. Nur in ihrer Genesis sind diese Faktoren sekundär; einmal aber entstanden, bilden sie gerade so einen nothwendigen Theil der Geschichte, wie die ökonomische Grundlage selbst, und wirken dann ihrerseits auf den ganzen gesellschaftlichen Bau. Der ideologische Ueberbau und die ökonomische Basis ergänzen sich, wie die Form und der Inhalt. Die Geschichte muss in ihrer Integralität betrachtet werden, der Kern und die Schale bilden hier eine Einheit, wie das Goethe von allen Dingen in der Natur sagt.¹⁾

Ich will hier einen Versuch machen, eben diese Rückwirkung des einmal entstandenen Ueberbaus auf die ökonomische Basis etwas näher zu beleuchten.

Weil der Ueberbau aus der Oekonomie entstanden ist, ist er auch nach der Oekonomie entstanden, seine Entwicklung bleibt daher immer hinter der Entwicklung der Oekonomie zurück. Die Ideologie kommt immer mit Verspätung an. . . Eben weil der

¹⁾ Ant. Labriola: Essais sur la conception materialiste de l'histoire. pag. 134.

Ueberbau von der Oekonomie bestimmt wird und nach ihr sich richtet, zeigt seine Entwicklung grosse und ständige Abweichungen von der Oekonomie; eben weil der Ueberbau auf dem Boden der Oekonomie entsteht, kann er ihr nicht ganz entsprechen. Der ökonomische Materialismus enthält in sich selbst seine Antithesis; derselbe ökonomische Materialismus, welcher von der Entstehung der Ideologie auf der ökonomischen Grundlage spricht, stellt auch fest, dass die Entwicklung der Oekonomie und der Ideologie nicht parallel verlaufen kann, und dieser chronologische Gegensatz erzeugt auch weitere Folgen, von denen in diesem Artikel die Rede sein wird.

Wenn auf dem Gebiete der Oekonomie die Entwicklung schon so weit vorgeschritten ist, dass hier fast alle Vorbedingungen zum Uebergange in ein neues Regime geschaffen sind, gelten auf dem Gebiete der sekundären Faktoren noch immer die alten politischen, juristischen etc. Normen; und die Revolutionen sind nichts anderes, als das gewaltige Bersten dieser veralteten und stationären Normen unter dem Drucke des in der Oekonomie akkumulirten progressiven Materials (Marx), darum übertragen nur die Revolutionen aufs Papier das, was in Wirklichkeit schon längst geschehen ist. (Lassalle).

Wir können sogar eine gewisse Klassifikation in dem chronologischen Zurückbleiben der verschiedenen sekundären Faktoren hinter der Entwicklung der Oekonomie beobachten. Die alten politischen Normen bleiben noch dann bestehen, wenn nicht nur die Oekonomie, sondern auch die alten Ideen, die Ideologie im eigentlichen Sinne, bereits durch neue ersetzt sind. Die Geschichte der Revolutionen liefert dazu die besten Beweise. Ein typisches Beispiel — die französische Revolution von 1789. *La critique philosophique*, sagt P. Lafargue²⁾, *venait après la révolution et allait être suivie par la révolution politique*. Dies scheint die Regel zu sein: die ökonomische Revolution entsteht von selbst, während die politischen Revolutionen immer einen gewissen Antheil von Ideen, von konzentrirtem gesellschaftlichem Bewusstsein voraussetzen.

Wenn das amerikanische Verwandtschaftssystem, sagt Engels³⁾, eine in Amerika nicht mehr bestehende, primitivere Form der Familie voraussetzt, die wir in Hawaii wirklich noch vorfinden, so verweist uns andererseits das Hawaiische Verwandtschaftssystem auf eine noch ursprünglichere Familienform, die wir zwar nirgends mehr als bestehend nachweisen können, die aber bestanden haben muss, weil sonst das entsprechende Verwandtschaftssystem nicht hätte entstehen können. Die Familie, sagt Morgan, ist das aktive Element; sie ist nie stationär, sondern schreitet vor von einer niedrigeren zu einer höheren Form, im Maass, wie die Gesellschaft von niederer zu höherer Stufe sich entwickelt. Die Verwandtschaftssysteme dagegen sind passiv; nur in langen Zwischenräumen registriren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat, und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat. — Und, setzt Marx hinzu, ebenso verhält es sich mit politischen, juristischen, religiösen, philosophischen Systemen überhaupt.

Das System also, welches ganz gewiss aus den wirklichen Verhältnissen entspringt, diesen Verhältnissen also auch entsprechen muss, steht mit denselben im krassesten Widerspruche. Der Widerspruch ist hier eine nothwendige Folge der Einheit. Das Beispiel der Verwandtschaftssysteme ist vielleicht zu scharf gewählt: dem Marxismus liegt gewiss die Behauptung fern, dass sämtliche politische, juristische, religiöse, philosophische Systeme niemals den mit ihnen auf einer Stufe koexistirenden ökonomischen Verhältnissen entsprechen. Eines aber kann man feststellen, und zwar: dass mitunter gerade diejenigen Thatsachen, welche anscheinend gegen den ökonomischen Materia-

²⁾ Origine et évolution de la propriété, pag. 499.

³⁾ Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates. Aufl. 1884. pag. 16.

lismus sprechen, welche von der absoluten Verschiedenheit der in einer Stufe zusammenlebenden ökonomischen Verhältnisse einerseits und der politischen, juristischen etc. Verhältnisse andererseits (sogar von dem Ueberhandnehmen der letzteren über die Oekonomie, wie wir sehen werden) sprechen, — am besten den ökonomischen Materialismus beweisen, indem sie von der verspäteten, derivativen Entstehung der politischen und anderen Normen zeugen.

In den sogenannten Uebergangsepochen, auf der Schwelle einer neuen Aera gelangt der Widerspruch zwischen der Oekonomie und ihrem Ueberbau, welcher in gewöhnlichen Zeiten sich nur in einem geringen, quantitativ-chronologischen Unterschiede, resp. in dem Tempo der Entwicklung, offenbart, zu weitestgehender Bedeutung. Der Ueberbau der alten ökonomischen Grundlage überdauert diese Grundlage. Grösstentheils geschieht es, dass gerade in diesen Uebergangspunkten der Ueberbau des alten Regimes zu seiner höchsten Höhe gelangt, dass diese Punkte zugleich die Kulminationspunkte in der Machtentwicklung des Ueberbaues sind, nach welchen der todte Punkt und die Abwärtsbewegung eintritt. Diese Kulminationspunkte in der Evolution des alten Ueberbaues fallen gewöhnlich in eine Zeit mit der augenscheinlichsten Schwäche der noch in Entstehung begriffenen ökonomischen Elemente des neuen Regimes. Die Folge ist, dass der alte Ueberbau sich eine Zeit lang der werdenden ökonomischen Elemente bemächtigt, sie zu seinem eigenen Nutzen exploitirt und modifizirt; der Ueberbau des alten Regimes bekommt eine selbständige Existenz und, indem auch er sich den neuen ökonomischen Elementen akkomodirt, zerstört er selbst seine eigene Basis und fördert die Entwicklung des neuen Regimes. Somit erscheint aber der Ueberbau des alten Regimes als ein Bindeglied zwischen der alten und neuen Epoche. Der Ueberbau ist stationär, seine Entwicklung bleibt hinter der Entwicklung der Oekonomie zurück; eben deshalb geschieht es immer, dass dieser alte Ueberbau, indem er mit den neuen ökonomischen Elementen eine Zeit lang koexistirt, ein Bahnbrecher des neuen Regimes wird und in dieser Eigenschaft sozusagen vorausmarschirt. Eben weil er zurückbleibt, muss er jetzt gerade umgekehrt vorausmarschiren. Sonst ist der Ueberbau jünger und schwächer, als die Basis; jetzt ist der Ueberbau — freilich, der alte Ueberbau — älter und mächtiger, als die neu entstandene und noch eines eigenen Ueberbaues entbehrende Basis.

Wir sehen hier den dialektischen Mechanismus des historischen Prozesses: das neue Regime knüpft unmittelbar an das alte an, das alte wird unvermeidlich zu seinem Untergange getrieben, und zwar geschieht es durch die Vermittelung seines eigenen Ueberbaues.

In diesem Zeitpunkte zieht der Ueberbau, welcher jetzt zu seiner höchsten Blüthe gelangt ist, alle lebensfähigen Kräfte der Gegenwart an sich und muss ihre Weiterentwicklung fördern. Zugleich aber stört er durch seine Intervention den schematischen, regelrechten Gang der ökonomischen Entwicklung; die Förderung der neuen ökonomischen Elemente durch die Gewalt, diesen Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht, durch den alten politischen und sonstigen Ueberbau, ist zugleich die Hemmung ihrer freien Entwicklung, ihre Verstümmelung.

Jede grosse historische Thatsache hat ihre guten und schlechten Seiten. Im Allgemeinen ist jede Thatsache für ihre Zeit und auf ihrem Platze gut, die Geschichte irrt sich nicht, macht keine Fehlsprünge (im Grossen und Ganzen). Die schlechten Seiten beginnen sich nur dann zu zeigen, wenn die in Betracht kommende historische Epoche sich schon überlebt hat und einer anderen, vollkommeneren Formation weichen muss. Dieser Grundsatz ist jetzt allgemein anerkannt. Bei Weitem aber nicht in solchem Maasse ist das

anerkannt, dass jede historische Formation, progressiv in ihrer Zeit und an ihrem Platze, im Moment ihrer Entstehung unbedingt auf eine mehr oder weniger lange Zeit eine Quelle der unzähligen Leiden und Uebel für die Zeitgenossen wird, also nicht nur am Ende ihres Lebenslaufs, sondern auch im Anfange, wenn sie, aller Erwartung nach, gerade umgekehrt in ihrer ganzen jugendlichen Frische und Stärke erscheinen sollte. In dieser Beziehung sind diese beiden Wendepunkte einander ähnlich; das geschieht aber deshalb, weil die alten ablebenden Organisationen immer streben, jeder neuen historischen Tendenz sich anzupassen, sich ihrer zu bemächtigen; sie suchen ihre eigene Existenz zu verlängern, indem sie die neue Tendenz exploitiren und sie zu ihrem Monopol machen, natürlich so lange das möglich ist, so lange sie selbst nicht den neuen Forderungen des Fortschritts endgiltig unterliegen. Nur dann, wenn die gegebene progressive historische Thatsache nicht inmitten der mit verschiedenen Palliativen geflickten Ueberreste des alten Regimes, sondern in ihrer eigenen lebensfähigen und entsprechenden Sphäre ihren Inhalt entwickeln wird, nur dann, wenn der Boden dazu gehörig geebnet, resp. von dem alten Ueberbau befreit sein wird, kann sie ihren ganzen progressiven Inhalt verwirklichen.

In der Entstehungsepoche des europäischen Kapitalismus wurde sein regelmässiger Entwicklungsgang dadurch gestört, dass er mit den Ueberbleibseln des Mittelalters rechnen musste, und zwar mit dessen Ueberbau, welcher gerade in dieser Zeit, in der Zeit des vollkommenen Niederganges der mittelalterlichen Oekonomie zu seiner höchsten Macht gelangte. Um sich vollständig entwickeln zu können, musste das neue Regime sich von dem Mittelalter gänzlich lossagen. Aber die mittelalterlichen politischen und anderen sekundären Organisationen, welche auf dem Boden der Naturalwirthschaft entstanden waren, haben den werdenden Kapitalismus als ein geeignetes Mittel für ihre Zwecke benutzt. Derselbe Kapitalismus, welchem es bestimmt war, das ganze wirthschaftliche Regime des mittelalterlichen Lebens radikal zu ändern, hätte vielleicht nicht entstehen können, wenn ihn nicht jener mittelalterliche Ueberbau gestützt und gefördert hätte. Der Kapitalismus beginnt seine Laufbahn mit der untergeordneten Stellung im Dienste der sekundären mittelalterlichen Organisation. Das Aufkommen des Kapitalismus resp. der Waarenwirthschaft hat zuerst die königlichen Gewalt, die Macht der Feudalbesitzer und die Zünfte ausserordentlich gestärkt. Von der ersteren weiss man das schon längst, von dem modernisirten, den Bedürfnissen der Waarenproduktion angepassten Feudalismus spricht K. Kautsky in seinem Buche: *Thomas More und seine Utopie*⁴⁾, von den Zünften resp. von dem politischen und juristischen Ueberbau der mittelalterlichen städtischen Wirthschaft, von der Monopolisirung der neuen ökonomischen Elemente durch diesen Ueberbau sagt u. A. K. Lamprecht:⁵⁾ Die Geldwirthschaft hat sich von Anfang an fast allein und schliesslich in völlig bewusster Exklusivität nur in den Städten entwickelt. Die Folge war, dass auf das Land nur die Schattenseiten, fast garnicht die Lichtseiten der geldwirthschaftlichen Evolution einwirkten: von einer gesunden sozialen und wirthschaftlichen Endosmose beider Theile, welche die allzu rasche Entwicklung in den Städten und das Zurückbleiben auf dem Lande in gleicher Weise verhindert haben würde, war keine Rede. Lamprecht vertritt den Gedanken, dass das deutsche Bauernthum zur Zeit der Entstehung der Geldwirthschaft nicht so viel infolge ihres Eindringens in das platte Land litt, wie infolge ihrer ungenügenden Entwicklung, und zwar weil die Städte die juristischen Normen der alten Zunftordnung benutzten, um das platte Land von den Fleischschöpfen der Geldwirthschaft mit Gewalt fernzuhalten.

Die Umwandlung der alten Naturalwirthschaft in die kapitalistische Geldwirthschaft wurde von einer ganzen Reihe von Volksaufständen begleitet, so von dem Aufstande Kates

⁴⁾ Einleitung, pag. 35.

⁵⁾ Deutsche Geschichte, Band V.

in England, dem grossen Bauernkriege in Deutschland u. s. w. Das neue Regime, welches mit der Zeit, nachdem es alle Hindernisse überwunden hatte, das Lebensniveau der allerärmsten Bevölkerungsschichten auf eine höhere Stufe gebracht hat, verdarb ohne jede Barmherzigkeit in seinen ersten Zeiten eine Menge von Existenzen in dem Volke. Ich erkläre diese Thatsache dadurch, dass das neue Regime zuerst von den alten mittelalterlichen Organisationen usurpiert wurde, und zwar von dem zurückgebliebenen Ueberbaue.

Nicht das neue Regime selbst, sondern die Ueberreste des alten sind die Ursache der Uebel der Uebergangsepoche.

Wenn wir die Entwicklung der kapitalistischen Grossindustrie in unserem Jahrhundert betrachten, bemerken wir dasselbe. Marx sagt in dem Vorworte zum I. Bande des Kapitals: Wo die kapitalistische Produktion völlig bei uns eingebürgert ist, zum Beispiel in den eigentlichen Fabriken, sind die Zustände viel schlechter als in England, weil das Gegengewicht der Fabrikgesetze fehlt. In allen anderen Sphären quält uns, gleich dem übrigen kontinentalen Westeuropa, nicht nur die Entwicklung der kapitalistischen Produktion, sondern auch der Mangel ihrer Entwicklung. Neben den modernen Nothständen drückt uns eine ganze Reihe vererbter Nothstände, entspringend aus der Fortvegetation alterthümlicher, überlebter Produktionsweisen mit ihrem Gefolg von zeitwidrigen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen. Wir leiden nicht nur von den Lebenden, sondern auch von den Todten. *Le mort saisit le vif!*

Die Agrardebatte auf dem Breslauer Parteitage hat unter Anderem gezeigt, dass in der Partei eine Strömung gegen die Verstaatlichung des Hypothekenwesens, gegen die Uebernahme des bäuerlichen Kredits etc. durch den Staat vorhanden ist; man fürchtet, damit dem heutigen Staat eine mächtige Waffe in die Hand zu geben. Und es ist auch wirklich so: je mehr das kapitalistische Regime sich seinem Ende nähert, je mehr der ökonomische Boden für die zukünftige Gesellschaft geebnet wird, desto grösser wird die Macht des heutigen Staates als politischer Organisation. Während der wirtschaftliche Inhalt des Kapitalismus immer mehr in dem thatsächlichen Kollektivismus aufgeht und im Absterben begriffen ist, gelangt der politische Ueberbau des Kapitalismus, der heutige Staat, zu immer grösserer Bedeutung. Der Staat wird jetzt zum Bahnbrecher des neuen Regimes, der sozialistischen Oekonomie, sowie er beim Beginne der kapitalistischen Aera der erste Kapitalist etc. war. Der heutige Staat übernimmt vorläufig die Funktionen des sozialistischen Staates und hebt die Voraussetzungen der kapitalistischen Wirthschaft, die Privatproduktion und die internationale Anarchie des Weltmarktes (Handelsverträge!) auf. Er passt sich den schon jetzt existirenden ökonomischen Elementen des neuen Regimes an und arbeitet selbst an der Zersetzung seiner eigenen ökonomischen Grundlage. Den Staat aber stärkt diese Anpassung ganz ausserordentlich; freilich ist sie nur so lange möglich, als die ökonomischen Elemente des neuen sozialistischen Regimes noch schwach sind und nur im Keime existiren; dann aber werden sie sich eine eigene politische Organisation, ihren eigenen, entsprechenden und untergeordneten politischen und juridischen Ueberbau schaffen und sich aus der Vormundschaft des alten, kapitalistischen Ueberbaues gänzlich emanzipiren.

Geradeso haben im Beginne der kapitalistischen Aera die Zünfte resp. die Städte, die Feudalen und das Königthum sich der neuen kapitalistischen Elemente bemächtigt. Während aber im Zeitalter des Humanismus diese untergeordnete Rolle des im Entstehen begriffenen Kapitalismus durch seine Schwäche bedingt war, ist es eben seine Stärke, seine Ueberentwicklung, seine Auflösung in dem thatsächlichen Kollektivismus, welche jetzt wieder die Politik, den politischen Ueberbau zu dem ausschlaggebenden Faktor, zu dem Schiedsrichter in dem Weltmarkte macht. Eben weil die ökonomische Entwicklung Deutsch-

lands schon zu solcher Blüthe gekommen ist, dass die englische Uebermacht ernstlich bedroht ist, nehmen diese beiden Staaten ihre Zuflucht zum politischen Faktor, zu der neueren Handels- resp. Kolonialpolitik, eben infolge der äussersten Anstrengung der ökonomischen Triebkräfte des modernen Lebens giebt jetzt der politische Faktor den Ausschlag in dem internationalen Wettkampf der kapitalistischen Nationen; in der modernen Industrie fällt die verhältnissmässig wichtigste Rolle denjenigen Produktionszweigen zu, welche für militärische und Staatsbedürfnisse überhaupt arbeiten, die Industrie überhaupt wird immer mehr von der Finanz, von der Plazirung der Kapitalien in den Staatsunternehmungen resp. in den Staatspapieren in den Hintergrund gedrängt.

Les extrêmes se touchent. Zwischen diesen beiden Extremen, zwischen den ersten unsicheren Schritten des jungen Kapitalismus des XIII.—XV. Jahrhunderts und dem heutigen, überreifen und alternden Kapitalismus fin de siècle bildet das tertium comparationis der Umstand, dass diese beiden historischen Perioden als zwei äussere Wendepunkte, als die erste und die letzte grosse Etappe in der Geschichte des Kapitalismus erscheinen: in der ersten dieser Epochen kommt der politische und gesellschaftliche Ueberbau der mittelalterlichen Oekonomie mit ins Spiel, in der zweiten — die ökonomischen Elemente des im Entstehen begriffenen zukünftigen sozialistischen Regimes, welche den Kapitalismus ersetzen werden, jetzt aber vorläufig sich mit dem politischen und juridischen Ueberbau des Kapitalismus verbünden.

Ich will den Begriff der Uebergangsepoche an einem historischen Beispiele darzulegen versuchen.

Die ganze Geschichte Russlands ist eine solche Uebergangsepoche *затъ эѣхъ*.

Man hat in Russland sehr viel über die sogenannte russische Samobitnost, über die Selbständigkeit und Originalität der russischen Geschichte gestritten. Noch von Peter den Grossen angefangen und bis zu den Narodniki der neuesten Zeit, bildet dieses Thema den Grundton in der ganzen russischen politischen und publizistischen Litteratur; besonders scharf wurde dieser Hauptpunkt in den 40er Jahren zwischen den sogenannten Zapadniki und den Slavophilen debattirt. Und jetzt wieder ist es in Russland eine brennende Frage, ob Russland wirklich alle Wege des europäischen Kapitalismus wandeln muss und wandeln wird, ob es nicht seinen eigenen nationalen Entwicklungsweg einschlagen kann.

Infolge seiner geographischen Lage ist Russland in seiner Entwicklung immer hinter der Entwicklung des übrigen Europa zurückgeblieben. Aber, wenn wir auch annehmen, dass die russische Geschichte nur eine Wiederholung, eine zweite Auflage der ihr vorangehenden europäischen Geschichte ist, so müssen wir zugleich gestehen, dass diese zweite Auflage eben schon infolge ihrer verspäteten Erscheinung allein grosse und nothwendige Abweichungen von dem europäischen Originale zeigen wird. Die Entwicklung des russischen Kapitalismus zum Beispiel geschieht unter ganz anderen Verhältnissen als die Entwicklung des westeuropäischen Kapitalismus, und zwar müssen wir in erster Linie denjenigen prinzipiellen und immerwährenden Grundunterschied hervorheben, dass der russische Kapitalismus eine Rückwirkung seitens des schon bestehenden und entwickelten europäischen Kapitalismus erleben muss, was selbstverständlich dem letzteren nicht passiren konnte. Während der russische Kapitalismus noch ganz jung ist, hat der europäische Kapitalismus schon seine Geschichte. Eben weil Russland dem historischen Beispiele Europas folgt, weil es auch in die Bahnen der kapitalistischen Entwicklung eingetreten ist, muss es doch einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem europäischen Originale und der russischen Kopie geben. Und das gilt nicht nur von dem russischen Kapitalismus, sondern auch von der ganzen russischen Geschichte: jede

gegebene Epoche, welche in Russland nur noch im Entstehen begriffen ist, ist in Europa schon längst entwickelt; wenn in Russland nur noch die ökonomische Basis eines neuen Regimes geschaffen wird, hat dieses Regime in Europa schon seinen Ueberbau entwickelt, und ist dieser Ueberbau bereits so stark, dass er auf die in Russland im Entstehen begriffene ökonomische Basis einwirkt und sie beträchtlich modifiziert. Das ist die Folge des Zurückbleibens Russlands und der beständigen Koexistenz einer im Entstehen begriffenen Epoche in Russland mit derselben, aber schon längst entwickelten Epoche in Europa. Wir sehen hier die Analogie mit der Uebergangsepoche: gerade so wie in der letzteren die ökonomische Basis des neuen Regimes mit dem zurückgebliebenen Ueberbau des alten Regimes zusammenlebt und von ihm bedeutend modifiziert und kompliziert wird, wird auch die russische Geschichte durch die Rückwirkung der ihr vorangehenden europäischen Geschichte, und zwar des jeweiligen Ueberbaues, so modifiziert, dass wir eben in dieser Modifizierung die russische Samobitnost, welche es von dem übrigen Europa unterscheidet und kennzeichnet, erblicken können. Diese Modifizierung ist ein Zeichen der Unterordnung, der Passivität, und zugleich ein Zeichen der russischen Originalität resp. Selbständigkeit. Die Samobitnost verwirklicht sich gerade in ihrem eigenen Gegensatze.

Die russische Geschichte aber unterscheidet sich von der Geschichte Europas durch die ganz ausserordentliche Allmacht des Staates und des politischen Faktors. Der Staat war der Träger der Kultur in der russischen Geschichte. Alle Stände wurden in ein Dienstverhältniss zu dem Staate gebracht, der Adel war nur ein Dienstadel, die Adeligen, die Grundbesitzer waren bis zu 1762 Leibeigene des Staates, sie bildeten sein Heer; die sogenannten Posadskije ludi, sowie die Bauerngemeinden mussten auch dem Staate persönliche Dienste leisten, sogenannte Wiernija-Funktionen. Diese allgemeine Staatsleibeigenschaft der Stände ist das Originelle, das Merkwürdige der russischen Geschichte. Dieser originellste Zug der russischen Geschichte erklärt sich aber eben durch die Nachbarschaft Europas. Russland musste immer auf der Hut sein, um den äusseren Feinden entgegenstehen zu können; diese Feinde, die Polen, die Schweden, die Deutschen waren stärker als Russland, ihre Heeresmacht stützte sich auf ihre ganze vorhergehende geschichtliche Entwicklung, sie war der politische Ueberbau ihrer vorangehenden ökonomischen Entwicklung, welche in Russland zurückgeblieben war. Jetzt aber musste Russland dessenungeachtet mit diesem politischen resp. militärischen Ueberbau rechnen, es musste alle seine Kräfte anstrengen, es musste einen Sprung machen; es konnte nicht warten, bis seine allmähliche und ruhige ökonomische Entwicklung die Mittel dazu hergeben werde, den Feind zu bekämpfen; der Sprung wurde gemacht — es war die allgemeine Staatsleibeigenschaft der Stände etc. Die politische Entwicklung Russlands ist seiner ökonomischen Entwicklung vorangegangen. Wie in den Uebergangsepochen der politische und sonstige Ueberbau des alten Regimes über die ökonomische Basis des neuen Regimes die Oberhand gewinnt, so konstatiren wir in der russischen Geschichte das Vorherrschen des politischen Faktors. Aber in letzter Instanz muss man diesen politischen Faktor auf die Oekonomie zurückführen, und zwar auf die ökonomische Entwicklung Europas, welche sein militärisches Uebergewicht gezeitigt hat. So wie die Originalität der russischen Geschichte durch die Einwirkung Europas verursacht wird, so erklärt sich auch die Allmacht des politischen Faktors in Russland durch die europäische Oekonomie. Die internationale Lage giebt den Ausschlag in der russischen Geschichte.

Wir können unsere Analogie noch weiter führen. Wie in den Uebergangsepochen der Ueberbau des alten Regimes die Entwicklung fördert und zugleich hemmt, so ist es

auch in Russland mit dem politischen resp. militärischen Ueberbau der europäischen Oekonomie. Nehmen wir wieder das Beispiel der Staatsleibeigenschaft der Stände. Die Nachbarschaft Europas und zwar die Nothwendigkeit, den Angriffen der äusseren Feinde widerstehen zu können, zwangen Russland aus dem alten Schlendrian zu erwachen und den Entwicklungsweg zu betreten. Die Reformen Peters des Grossen etc. entsprossen dieser Nothwendigkeit. Andererseits aber wirkte das auch in entgegengesetzter Richtung, indem diese ausserordentlichen Kraftanstrengungen, wie zum Beispiel die Staatsleibeigenschaft der Stände, den Gang der Entwicklung störten und zu einem Hinderniss der weiteren Entwicklung wurden; sie machten die Oekonomie, die Volkswirtschaft zu einem Monopol der Staatsgewalt und des Fiskus.

Ich habe das Beispiel, wie das ganze Thema nur andeutungsweise skizzirt; ich glaube aber dennoch erwiesen zu haben, welche wichtige Folgen das Zurückbleiben der Evolution des Ueberbaus hinter der Evolution des ökonomischen, zumal in den Uebergangsepochen, hat.

Der Wille der Gesamtheit und das Gesetz.

Von

E. Belfort Bax.

(London)

Dass der Wille der Majorität mit Recht den Anspruch darauf erheben kann, dass der Einzelne sich ihm unterordnet, ist eine Ansicht, die im Allgemeinen von Demokraten getheilt wird und die oft in Gegensatz tritt zu den Anschauungen der Anarchisten, die davon träumen, dass in einer wohlorganisirten Gesellschaft der Wille des Einzelnen das Uebergewicht erlangen soll. Obgleich m. E. die demokratische Doktrin im Allgemeinen richtig ist, so möchte ich doch vor einer zu krassen oder vielmehr unkritischen Anwendung derselben warnen. Zunächst, was heisst das: der Wille der Gesamtheit bezw. ihrer Majorität? Ist es der deutlich zum Ausdruck kommende oder der unausgesprochene Wille, und welcher Ausdruck oder welcher unausgesprochene Wille ist erforderlich, um einen wirklichen Willen als solchen festzustellen? Ist die blosse Majorität genügend? Ist jede Handlung eines Parlaments, das eine längere Legislaturperiode hat und Fragen entscheidet, über die niemals die Wählerschaft ihre Meinung zum Ausdruck gebracht hat und über die Viele in der Hast des modernen Lebens sich ein Urtheil gar nicht bilden können, die also der grossen Masse des Volkes gänzlich unbekannt sind, soll jede dieser Handlungen sage ich, den Willen der Gesamtheit darstellen?

Ferner frage ich: Ist der Wille der Majorität, selbst, wenn er es wirklich sein sollte, wenn er z. B. in einer Initiative oder einem Referendum zum Ausdruck kommt, welches irrtümlicherweise in einem bestimmten Augenblick, etwa unter dem Einfluss einer Panik, zu Stande gekommen ist, ist ein solcher Ausdruck als unantastbarer Wille anzusehen, vor dem sich unsere heiligsten moralischen Anschauungen zu beugen haben? Ich rede nicht von den ungeheuerlichen Einzel-Entscheidungen und Einzel-Urtheilen, wie sie stets vorkommen müssen; hier wird ja die Gesamtheit oder die Majorität gar nicht zugezogen, obgleich man dasselbe schliesslich auch von den Handlungen des Parlaments sagen kann, über die die Wähler nicht ihr Urtheil abgegeben hatten; und auch diese Handlungen und Entscheidungen werden in die bestehende Gesellschaftsordnung eingefügt

und bleiben in ihr haften, nicht infolge des ausdrücklichen oder selbst unausgesprochenen Willens der Majorität, sondern infolge der Willenlosigkeit, der Stumpfsinnigkeit der Gesellschaft als eines Ganzen; die Majorität mag selbst widersprechen, wenn sie gefragt wird: das Gesetz bleibt Gesetz, weil die grosse Masse zu gleichgültig ist oder keine Zeit hat, um auf seine Abschaffung zu dringen. Wenn wir Derartiges als Entscheidungen des Gesamtwillens zurückweisen, so bleibt uns nur eine Möglichkeit übrig, nämlich zu dem radikalen aber schwerlich befriedigenden Mittel zu greifen, dass wir Alles, was zu Stande kommen soll, nur bei einem Ausdruck des Volkswillens anerkennen. Abgesehen von der letzterwähnten Lösung, stossen wir auf mehr als eine Schwierigkeit bei dieser Frage. Wir haben zu entscheiden, in welchem Maasse eine Angelegenheit auf Selten der Majorität angenommen werden muss, um den Volkswillen darzustellen. Dieser drückt sich aus sowohl in einem bestimmten Referendum oder Plebiszit, welches wenn es auch nur den Willen der Majorität in einem bestimmten Augenblick ausdrückt, dies doch unzweifelhaft in diesem Augenblicke thut, als auch in einer juristischen Entscheidung, welche den Willen von einigen Personen, Richtern, ausdrückt, worunter sich nicht ein einziger Gott befindet. Wenn wir nicht jeden Abriss eines Referendum als autoritativ anerkennen wollen, so ist es klar, dass wir die ungeheure Menge von Gesetzen und Sitten, unter denen alle zivilisirten Völker leben, hinausballotiren müssen. Andererseits müssen wir, wenn wir die richterliche Entscheidung als berechtigten Ausdruck des Volkswillens anerkennen, auch mit demselben Rechte den Ukas irgend eines Tyrannen, der durch Betrug, Gewalt oder günstige Konstellation zur Macht gelangt ist, als berechtigt anerkennen. Aber wenn wir jeden dieser Vorschläge verwerfen und versuchen, einen Mittelweg einzuschlagen, so muss dieser, wie die Dinge heute liegen, ein rein willkürlicher sein, garnicht zu sprechen von den Schwierigkeiten, auf die wir stossen in Bezug auf alle Gesetze oder Sitten ausserhalb dieses Weges.

Das Resultat, zu dem wir kommen müssen, wird also anscheinend das sein, dass der Wille oder die Entscheidung der Majorität des Volkes nur wirksam in wenigen Fällen angerufen werden kann; dass er selbst unter den günstigsten Umständen nur eine vorübergehende Phase des Volkswillens darstellen kann, und dass daher dieser Wille keine absolute, sondern nur eine sehr relative Gültigkeit hat. Aber von welcher Art ist diese blos relative Gültigkeit? Es ist klar, dass das Ziel aller gerechten politischen und sozialen Bewegung die Wohlfahrt auf dem Wege des allgemeinen Fortschritts ist — das Gemeinwohl. Für den Sozialdemokraten ist in den meisten Fällen das Urtheil der Majorität, klar ausgesprochen, so plump es auch sein mag, das beste und thatsächlich das einzig mögliche Mittel. Aber seine Gültigkeit kann keinesfalls so unumschränkt sein, dass es nicht von der Erkenntniss des Einzelnen überholt werden könnte. Sein Urtheil sollte für den Demokraten ein endgültiges stets dann sein, wenn es nicht mit einer tieferen Ueberzeugung in Konflikt kommt, bei dem der Einzelne das Recht hat, wenn er es vermag, die augenblickliche öffentliche Meinung niederzudrücken. Ich glaube z. B., dass es nur wenige Sozialisten giebt, die nicht gefasst darauf wären, auch gegen den Willen der Majorität, wenn dies möglich wäre, die Produktionsmittel mit Gewalt zu verstaatlichen und ein kollektivistisches Regime einzurichten. Auch könnten leicht gewisse terroristische Kriminalgesetze in einem Augenblick der öffentlichen Panik von der Majorität angenommen werden, und doch müsste es das Bestreben

der Minorität, die sie missbilligt, sein, jedes mögliche Mittel anzuwenden, um die Annahme zu verhindern. Die Macht der Ueberzeugung darf sich in Fällen, die ernstlich das Wohl der Menschheit berühren und tief einschneidende Rechtsfragen einschliessen, selbst nicht vor der Majorität beugen. Zum Beispiel würden Wenige den Richter für tadellos erklären, der heute eine Hexe oder Zauberin zum Feuertode verurtheilt, selbst wenn er dabei nur das Gesetz anwendete. Um einen Richter in seinem Amte vor Tadel zu schützen, muss man eben derartige ungerechte Gesetze ausmerzen. Und hier kommen wir zu einem wichtigen Punkte. Soll der Handhaber und Vollstrecker eines Gesetzes, der gegen Recht und Gerechtigkeit handelt, moralisch und materiell geschützt werden auf Grund dessen, dass er blos die ausführende Kraft des Gesamtwillens ist, wie er vermuthlich durch dies Gesetz dargestellt wird? Zweifellos kann ein schlechtes Gesetz dadurch unschädlich gemacht werden, dass sich Keiner findet, der es ausführt. „Eure Majestät hat viele treue Diener in Bayonne, aber keinen Vollstrecker.“ Die alte Theorie der englischen Gerichtsbarkeit bestand darin, dass der Richter nur dann ein Gesetz vollziehen sollte, wenn es nicht gegen sein Gewissen verstosse. Diese alte Theorie ist natürlich lange aufgegeben worden zu Gunsten der üblichen Ansicht, dass der Richter kein Unrecht begehen könne, dass seine Stellung, soweit die Verantwortlichkeit in Frage kommt, die eines Automaten sei. Für Diejenigen von uns, welche die Annahme, dass irgend ein Mensch sich beliebig der Verantwortlichkeit für seine Handlungen entbinden könne, nicht theilen, ist diese übliche Anschauung kaum eine befriedigende Lösung der Schwierigkeit. Die einzige logische Folge ist, den Richter, der ein schlechtes Gesetz zur Ausführung bringt, wo dieses ernstlich das Leben und die Freiheit von Bürgern gefährdet, von der öffentlichen Meinung nicht nur moralisch, sondern auch zivilrechtlich und kriminalrechtlich für die Handlung verantwortlich zu machen, die er in Ausführung seiner sogenannten Pflicht begangen hat. Er ist die Hauptsache des begangenen Unrechts. „Man kann nicht eine Nation belangen.“ Man kann nur selten die Gesetzgeber verantwortlich machen; nur eben bei der Entscheidung über das Gesetz; von da ab erfordert es eine wahre Gerechtigkeit, dass die unmittelbare Ursache des Unrechts, der juristische Vollstrecker des Gesetzes, dafür büssen sollte, wo das Gesetz später als ungerecht erkannt worden ist. Wenn man entgegnen sollte, dass der Richter selbst ehrlich an die Gerechtigkeit des Gesetzes und seines Spruches geglaubt haben könnte, so ändert das nach meiner Meinung nicht das Verbrecherische seiner Handlung. Der Terrorist ist auch der Ueberzeugung, dass alle Staatsmänner und Polizeibehörden Schurken sind, deren Blut die Gerechtigkeit fordert. Aber wenn er dazu übergeht, an ihnen die Sühne für ihre Sünden, die er und seine Anhänger ihnen vorwerfen, zu vollstrecken, so ist er trotz seines ehrlichen Glaubens an die Gerechtigkeit seiner Sache der Strafe verfallen. Ebenso ist es mit dem Richter. Die Erkenntniss der Ungerechtigkeit eines Kriminalgesetzes sollte bei denen, die sie besitzen, nicht nur das Verlangen nach der Abschaffung desselben mit sich führen, sondern auch die Forderung der Bestrafung derjenigen, welche von der sicheren Stellung des Richterstuhles aus seine Verordnungen ausgeführt haben. Das Bürgerthum Frankreichs hat Fouquier Tinville und die Geschworenen des Revolutions-Tribunals guillotiniert, weil sie in ihrem Beruf einem Gesetz Geltung verschafft hatten, das, von dem Konvent angenommen, also von der damaligen

französischen Regierung erlassen worden war, sie haben damit jenes Prinzip anerkannt. Und dass sie berechtigt waren, so zu handeln, ist mir ganz klar. Niemandem sollte es erlaubt werden, sich der Verantwortlichkeit für seine eigenen Handlungen zu entheben. Niemand ist gezwungen, gegen seinen Willen Richter oder Gesetzesvollstrecker zu sein oder zu bleiben. Es liegt in seinem Willen, ein Gesetz zur Ausführung zu bringen, und daher sollte er auch darauf gefasst sein, bei den eventuellen Folgen mit seiner Person für seine Handlung zu haften. Das Gesetz blos als Gesetz, das wohl der Ausdruck einer augenblicklichen öffentlichen Meinung sein kann, aber auch ebenso gut nicht zu sein braucht, ist an sich durchaus nicht heilig. Der Gesetzesvollstrecker, der sich weigert, ein schlechtes Gesetz anzuwenden, das seine Mitbürger schädigt, erwirbt sich dadurch ein grosses öffentliches Verdienst. Es setzt es wenigstens ausser Thätigkeit. Wenn der Richter mit seiner Weigerung Unrecht gethan hat, finden sich unzweifelhaft Andere, die das Gesetz ausführen, aber er selbst bleibt in jedem Falle intakt. Wenn die Zeit beweist, dass er Recht hat, so findet sich auch schon das Mittel, ein ungerechtes Gesetz unschädlich zu machen.

Zum Schluss müssen wir uns noch fragen, ob es überhaupt irgend einen Fall giebt, in dem der ausdrückliche Wille einer Majorität den von uns dargelegten Bedingungen in wesentlich höherem Maasse entsprechen werde, als irgend eine Majorität, welche heutzutage ihren Willen der Welt aufprägen will. Ich glaube, dass dies stets der Fall sein wird nur in einer Demokratie, in der gewisse fest bestimmte allgemeine Prinzipien anerkannt werden, die auf der Basis alles sozialen Lebens wie auf den gegenseitigen Rechten und Pflichten des Individuums wie der Gesellschaft beruhen. Wir brauchen kaum noch hinzuzufügen, dass diese Voraussetzung bis jetzt nicht erfüllt worden ist. Sie kann sich ihrer Verwirklichung nur in einem sozialdemokratischen Staate nähern, in der eine folgerechte Theorie der sozialen Ethik besteht, und in der auch die Vorbedingungen zu ihrer Ausführung gegeben sind. Unter diesen Umständen würde der Wille der Majorität, ausgedrückt in einem Referendum oder einer Initiative in Angelegenheiten, die ausserhalb der Moral und des sozialen Canons liegen, für alle Bürger absolut bindend sein.

Ein Kapitel aus der Frauenfrage.

Eine Erwiderung.

Von

Wally Zepler.

(Berlin.)

Der Artikel von A. Elican in der vorigen Nummer dieses Blattes behandelt, wie auch die Redaktion dazu bemerkte, ein anscheinend ziemlich unwichtiges Thema. Bei oberflächlicher Betrachtung dürfte es für die Entwicklung der Frau sehr gleichgiltig erscheinen, ob die weibliche Kleidung ihrer Art nach irgend einmal eine Veränderung durchmachen, ob wir Frauen später in Reform- oder gar in männlicher Tracht einhergehen werden. Bei tieferem Nachdenken ist die Frage indess doch nicht so völlig belanglos. Allerdings zu einem andern Menschentypus wird sich die Frau durch eine veränderte Kleidung nicht entwickeln, und wäre diese auch noch so „männlich“, aber umgekehrt muss vielleicht bei einer zukünftigen höheren Entfaltung des weiblichen Geschlechts der heutige Modekultus überhaupt verschwinden; vielleicht also ist die Pflege dieses Kultus ein Zeichen dafür,

wie himmelweit entfernt wir noch in dieser Hinsicht von einer wirklich fortschrittlichen Entwicklung sind. So, denke ich, wollte wohl auch der Verfasser seinen Artikel verstanden wissen. Er hob sehr richtig hervor: Nicht auf die Kleidung als solche kommt es an, sondern auf den Geist, der aus dieser Kleidung spricht, in diesem Falle auf den Sklavensinn, der da sagt: Wie schmücke ich mich am besten, meinem Herrn und Meister zu gefallen? Denn darin hat Elican Recht: Was stört es eine Frau, sich einzuschnüren, sich mit schleppenden Rücken zu belasten, mit Schleiern das Gesicht zu verhüllen, wenn sie nur hoffen kann, dass der Mann mit gnädigem Lächeln an ihr vorübergehe und sie des höchsten Lobes würdige, das er für Frauen übrig hat, des Lobes, sie sei „hübsch“. Man bilde sich nur ja nicht ein, die Jünger moderner Weltanschauung huldigten heutzutage darin anderen Ansichten; auch den Männern, die Bildung, Geist und Charakter bei der Frau zu würdigen wissen, steht doch die Schönheit unter den weiblichen Tugenden am höchsten, oder korrekter: nur auf Grundlage irgend welchen sinnlichen Zaubers vermögen sie sich dem geistigen Zauber eines Weibes zu überlassen. Und weil dem so ist, darum schmücken sich die Frauen; darum suchen sie zuerst das zu erringen, was sie begehrenswerth macht. Es ist thöricht, darin einen Mangel an Würde oder Muth zu sehen. Gesetzt, die Einzelnen lehnten sich gegen diese Anschauung auf, das Leben würde sie bald lehren, ihr dennoch Rechnung zu tragen. Der Mann hat gegenwärtig nicht einen, er hat tausend soziale Vortheile vor dem Weibe voraus; gegen seine Anschauungen kämpfen, heisst heute noch für die Frau sich mit höchster Wahrscheinlichkeit ihres persönlichen Glückes entäussern, und wer bezahlt gern eine Ueberzeugung, wenn sie nicht gleich ans Leben greift, mit seinem Glück? Auch das ist wahr: die ehrbaren Mädchen begehren durchaus nichts Anderes als die verachteten Prostituirten; sie betreiben ihr Metier nur ein klein wenig feiger und versteckter, und ganz besonders: sie finden in allerlei oberflächlichem Geschwätz ein Deckmäntelchen für ihre eigentlichen Wünsche. Mit meisterhaftem Sarkasmus hat Tolstoi in seiner Kreuzersonate diese Heuchelei im Verkehr der Geschlechter geschildert, und wahrhaftig, unsere Salons und Gesellschaften, die grosse Mehrzahl unserer bürgerlichen Ehen liefern der Beobachtung die schönsten Kommentare zu dieser Ansicht.

Aber das ernste Problem, das sich aus dem Elicansen Artikel ergibt, es lautet nicht: ist es jetzt so? denn das wissen wir Alle; sondern: wird es je anders sein, und sollen wir überhaupt wünschen, dass es einst anders werde? Wenn die Frauen heut ihre Modenarrheiten dadurch zu vertheidigen suchen, dass sie angeblich der Schönheit huldigen, so fragt es sich für uns nicht, ob ihre Trachten den wahren oder den in der Kunst anerkannten Schönheitsgesetzen entsprechen, sondern es fragt sich, ob die Schönheit überhaupt und nicht vielmehr die Zweckmässigkeit zur Richtschnur der weiblichen Kleidung erhoben werden sollte. Denn ist die Frauentracht mit ihrer Taille, ihren bald zu weiten, bald zu engen Rücken unschön -- nun, so kann und wird sie sich ja schliesslich ändern, und ist der Schnürleib wirklich der Gesundheit so nachtheilig, so muss auch der doch endlich einmal fallen; diese Einzelheiten mögen ruhig auf dem Boden der Hygiene und Aesthetik ausgefochten werden; die Frage aber: schön oder zweckvoll, sie berührt einen Kern der Emanzipationsidee.

Bekanntlich fingen die ersten stürmischen Frauenrechtlerinnen damit an, sich auch in ihrer äusseren Erscheinung zu vermännlichen, aus ganz demselben Grunde, den Elican hier vertheidigt, dem Grunde nämlich, dass sie es verschmähten, sich vorwiegend als Geschlechtsthier zu fühlen und zu geben. Sie ernteten dafür nur grimmen Spott von allen Seiten, und die feinfühligsten und kritischeren Elemente unter ihnen wandten sich schnell genug wieder ab von dem System der kurzen Haare, kurzen Röcke und der absichtlich vernachlässigten Kleidung. Viele vielleicht, wie ich vorhin schon sagte, um sich die Gunst der Männer nicht zu verscherzen, Viele aber auch, weil ihnen selbst die charakteristische, anmuthslose Erscheinung der Emanzipirten, der schroffe Gegensatz zu dem nur anmuthigen oder hübschen Weib abstoßend oder beschränkt erschien. Wenn der Mann sich oft genug gegen die höhere, geistige Bildung der Frau wandte, weil seine Sinnlichkeit, auch der Vernunft zum Trotz, die Priesterinnen der Venus diesen kalten Weisheits-

Predigerinnen vorzog, so mussten schliesslich die Einsichtsvollen fragen: Ist der Kultus des Geistes und der der Schönheit für die Frau denn unvereinbar? Und ist er dies, muss dann nicht die Schönheit siegen, weil sie doch einmal die Sinne des Mannes mehr fesselt, als Seele und Geist?

Ja, aber das ist im Sinne Elicans doch eben nur eine untreue, knechtische Rücksichtnahme auf den Mann, eine Rücksichtnahme, die nur den durch Jahrtausende genährten Sklavengeist der Frauen bekundet, und die das menschlich frei entwickelte Zukunftsweib niemals üben wird.

An diesem Punkte nun bestürmt uns eine ganze Reihe einzelner, zum Theil schwer lösbarer Probleme. Allerdings ist es eine Thatsache, dass der Mann heute nicht mehr in gelben Glacés und Spitzenjabots um die Gunst des Weibes wirbt. Wenngleich physische Schönheit ein Anziehungsmittel für unser Geschlecht ebenso wie für den Mann ist, so spielt sie doch fraglos bei der Liebeswahl der Frau nicht annähernd die gleiche Rolle. Ja, man ginge kaum zu weit mit der Behauptung, dass in den Augen der Frau Schönheit ohne tiefere Anlagen eine Art von Geringschätzung wachruft. Der Fall Bel-Ami passt jedenfalls nur auf sehr eng umgrenzte Kreise, ist aber durchaus für die Art der Frauenneigung im Allgemeinen nicht typisch. Wo liegt nun die Ursache? Hat vor Allem niemals männliche Schönheit eine bedeutendere Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht geübt als eben jetzt? das heisst, ist die verschiedene Werthung physischer Schönheit eine Naturdifferenz zwischen den Geschlechtern, oder ist sie eine geschichtlich gewordene, also durch historische Gründe erklärbar? Wenn ich diese Frage hier aufwerfe, so möchte ich zuvor darauf hinweisen, dass man bei ihrer Beantwortung leicht verführt werden kann, die Begriffe der Schönheit mit denen der Kraft und Gesundheit zu verwechseln. Wohl ist physische Stärke überall bei barbarischen Völkern als höchste Tugend des Mannes geschätzt; aber sie bildet dort nicht, das Aequivalent für Schönheit, sondern für Geist. Körperkraft ist im Barbarenthum das Nutzbringende, das Schaffende, wie höhere Intelligenz unter Kulturrassen. Allerdings verquickt sich in gewissem Sinne schliesslich der Begriff der Schönheit mit dem der Kraft und Gesundheit als der zweckdienlichsten Anlage für das Leben, oder es findet vielmehr eine Beeinflussung des Schönheitsideals durch diese Idee der Zweckmässigkeit statt; aber gerade an diesem Punkte müssen wir eine scharfe Scheidung eintreten lassen. Auch das weibliche Schönheitsideal wird bekanntlich durch die Idee möglichst hoher Zweckmässigkeit für die Funktionen der Mutterschaft bestimmt; doch bleiben derartige Vorgänge völlig instinktiv. Sie stellen nur sekundäre Einflüsse dar; etwas ganz anderes aber ist die Frage, ob die Schönheit als solche, mag die jeweilige Form ihres Ideals auf welchem Wege immer entstanden sein, je für die Frau den begehrtesten Vorzug des Mannes bildete. Das aber war schwerlich je in dem Sinne der Fall, in dem umgekehrt weibliche Schönheit noch heute vom Manne geschätzt wird. Die Ursache ist ersichtlich, und Elican deutet sie in seinem Artikel auch an.

Wenn wir absehen von den historisch ganz dunklen Zeiten des Mutterrechts, hat die Frau bei Barbaren wie bei Kulturvölkern für den Mann stets nur drei Funktionen geübt; sie war die gehorsame Arbeitssklavin, das Werkzeug seiner Sinnenlust und die Mutter seiner Kinder. Je nach der Kulturstufe und der Verschiedenartigkeit der Intelligenz und des Volkscharakters trat die eine oder die andere dieser Seiten mehr hervor. Der Mann dagegen war Herr; Eroberer, Krieger, Schützer des Landes. Er war der Ernährer unter den Barbaren; er war Gesetzgeber, Gelehrter, Künstler, kurz, er war Alles unter den Kulturnationen. Es ist die interessanteste aller dieses Gebiet berührenden Fragen: Warum hat sich die Stellung der Geschlechter so differenzirt? Wo liegt die tiefste Ursache dieser durch Jahrtausende fortgepflanzten Männerherrschaft, die erst jetzt eine langsamen Erschütterung entgegengeht, da diese Ursache doch gerade in den ursprünglichsten Zeiten der Menschheitsgeschichte nicht wirksam gewesen zu sein scheint? Indessen, diese Frage kann uns hier nicht beschäftigen; genug, dass es so war. Es erklärt uns hinreichend, weshalb beim Manne Kraft, Muth und vor Allem Intelligenz zum Maassstab seines Werthes wurden, und weshalb das Weib ein immer grösseres Raffinement der äusseren Erscheinung

entfalten musste, bis es schliesslich die lockende Circe, die verführerische Sphinx geworden ist, für den Mann noch heute das bekannte unlösbare Räthsel, ein Räthsel, unlösbar doch nur deshalb, weil dahinter meist überhaupt keine Lösung schlummert. Es war ein Kampf der Macht zwischen den Geschlechtern, in dem das Weib, da die Gewalt auf Seiten des Mannes war, zu Odysseuskünsten griff, zu Künsten der List und der Verführung. Und diese Künste blieben naturgemäss nicht nur rein äusserliche.

Da das Denken der Frau nur auf die Gunst des Mannes gerichtet, und andererseits ihrem Geist jede Gelegenheit zu intensiver Anspannung entzogen war, entwickelte sich allmählich der bestimmte, geistige Typus des Frauenthums, den der höher differenzierte Mann als kleinlich, unlogisch und kindisch verachten lernte. Gerade dieser geistige Abstand zwischen den Geschlechtern liess in den Augen des feiner Empfindenden allen Beziehungen zwischen Mann und Weib das abstossend Brutale und prägte der Entfaltung des Schönheitskultus der Frauen den Stempel einer Dirnenkunst auf. Der Reiz der äusseren Erscheinung ward also gleichsam zum Symbol einer buhlerisch-verächtlichen Gesinnung, und als solches wurde er von der modernen, höher strebenden Frau in Acht und Bann gethan. Wie aber, wenn die Form allmählich einen anderen Inhalt gewonnen, wenn die gleiche Erscheinung Symbol eines anderen Wesens geworden wäre? Wenn trotz der höheren Entfaltung des Frauengeistes auch heute noch Mann und Weib sich in dem Kultus des Aeusseren so merklich unterscheiden, könnte nicht, was ursprünglich für ein Zurückbleiben des Weibes in der Kulturentwicklung zeugte, heut in gewissem Sinne einen Vorsprung bedeuten?

Zur Erläuterung dieses anscheinend paradoxen Satzes müssen wir hier noch einmal an eine Bemerkung Elicans anknüpfen. Elican sieht in der steten Vereinfachung der Herrentracht, in ihrer Tendenz nach reiner Zweckmässigkeit einen unbedingten Fortschritt. Er sagt: So bildet die Tracht des Mannes ein getreues Spiegelbild des Mannes selbst: der bürgerliche Mann unserer Zeit ist der Herr, der Verdienener, der Leiter der Familie und des Weibes; er lernt, er denkt, er arbeitet — er ist zu ernst und zu beschäftigt für Kleiderfirtelanz. Waren denn aber der Griechen oder Römer, oder waren die Männer des achtzehnten Jahrhunderts darum weniger ernst, haben sie weniger leisten können, weil ihre Kleidung weniger streng „zweckmässig“ war? Liegt nicht also die Ursache dieser Verschiedenheit der Männertrachten vielmehr auch an dem höheren oder geringeren ästhetischen Sinne der Zeiten und der Nationen, an der wechselnden Werthung der Form als solcher? Spiegelt sich nicht auch hier in dem Aeussern der Geist, in dem malerischen Faltenwurf der Alten der Sinn für die Erscheinung aller Dinge, in der überladenen spielerischen Rokokotracht ein Ueberwuchern des Aeusserlichen, und in der strengen Nüchternheit und Schlichtheit unserer Männerkleidung ein Mangel des ästhetischen Geschmacks? Ist diese kunstlose Nüchternheit nicht geboren aus einer Verkümmernng des Schönheitssinnes zu Gunsten der geistigen Funktionen, einer Verkümmernng, die auf nur vorübergehenden Ursachen beruht und schliesslich wieder einmal einer feineren Ausbildung nach dieser Seite hin weichen müssen? — Es könnte doch wahrlich nicht allzu schwer sein, eine Tracht zu entdecken, die gleichzeitig zweckmässig, einfach und dennoch schöner wäre als diese ästhetisch geradezu furchtbaren, gestaltlosen Fracks und Röcke, deren künstlerisch absolute Unmöglichkeit sofort deutlich wird, wenn man sich etwa eine befrachtete Statue oder eine griechische Idealgestalt in modernem, schwarzem Gehrock vorstellt. Das Griechenthum liefert uns ja den vornehmsten Beweis, wie durchaus neben hoher Geisteskultur die feinste, formelle und ästhetische Bildung sich zu behaupten vermag, den Beweis einer künstlerischen Schulung, die jeden Mangel an Schönheit der Erscheinung als einen Mangel an innerer Vollendung empfinden lässt. Uns Modernen fehlt diese Kultur des Geschmacks. Das stürmische Vorwärtsschreiten der Wissenschaft und Technik hat eine einseitige Entwicklung und Schätzung der Intelligenz wachgerufen, der gegenüber ästhetische Interessen uns fast etwas Minderwerthiges dünken. Aber es wird und muss die Reaktion darauf einmal eintreten, wie sie überall da eintritt, wo eine gewaltsame Unterdrückung eines menschlichen Triebes zu Gunsten eines anderen stattfand. Gerade in einer sozial freieren Gesellschaft, in der der Einzelne nicht mehr von der Last der Berufsarbeit

bis zu völliger Erschöpfung absorbiert sein wird, gerade da wird man wieder lernen, die nüchterne Zweckmässigkeit auch in der Erscheinung als etwas Rohes zu empfinden, man wird lernen, neben dem Kultus der ernsten Arbeit auch der Schönheit von Neuem Altäre zu bauen.

Wenn wir uns aber — und das führte mich zu dieser Abschweifung — einer Epoche nähern, in der die Kunst und künstlerisches Denken im Kulturleben der Menschen wieder einen stärkeren Faktor darstellen wird als eben jetzt, so muss, so sonderbar dies klingen mag, trotz aller Unterdrückung der rein sinnlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib, wie sie heute an der Oberfläche liegen, die Sinnlichkeit von einer anderen Seite her auf's Neue in das geistige Verhältniss der Geschlechter hineinspielen. Denn sicher wird Niemand bestreiten, dass unser Schönheitsempfinden da, wo es sich um die Erscheinung des Menschen selber handelt, absolut untrennbar von geschlechtlich-sinnlichen Reizen ist. Selbstverständlich will ich damit nicht sagen, dass wir uns niemals zu rein künstlerischer Anschauung erheben könnten, d. h. zu einer Kunst- oder Schönheitsanbetung, der in unserem Bewusstsein jede Beziehung auf unsere Sinnlichkeit fehlt; unter dem Bewusstsein aber schlummern solche Reize und sie wirken mitbestimmend auf den künstlerischen Geschmack.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in der gegenwärtigen Epoche, in der das Weib sich zu einer bisher nicht erreichten geistigen Höhe aufzuschwingen strebt, und viel mehr noch in einem zukünftigen Staat, da ein solcher Aufschwung nicht auf so enge Kreise beschränkt bleiben kann, in der gährenden Entwicklung eines neuen Typus die Macht des Einflusses leicht unterschätzt werden dürfte, den derartige, instinktiv-sinnliche Reize auf die Beziehungen der Geschlechter stets üben müssen. Es ist darum so unendlich schwer, eine irgend klare Vorstellung von dem Zukunftstypus der Frau zu gewinnen, weil es unmöglich ist, diese leisen Gestaltungs-Impulse auch nur annähernd in dem Grad ihrer Wirkung abzuschätzen; was nutzt uns aber die Erkenntniss, dass das Weib sich nach der Richtung einer erhöhten Intelligenz oder einer festeren Selbständigkeit zu entfalten strebt, wenn wir das nicht zu fassen vermögen, was der Entwicklung der Frau erst die charakteristischen und individuellen Züge zu leihen vermag? Diese leisen Impulse zerrinnen dem zergliedernden Verstand; sie liegen unter der Schwelle des Bewusstseins, und dennoch sind sie es gerade, die jede feinere Gestaltung bestimmen, weil sie den Tiefen der Menschennatur selbst entstammen. Zu solchen Entwicklungskräften gehören vor allem diese wechselseitig sinnlichen Einflüsse, die sich naturgemäss nicht werden ausmerzen lassen, mag die Frau sich auch noch so sehr dagegen auflehnen, in ihren Beziehungen zum Manne das Geschlechtliche in den Vordergrund treten zu lassen.

Was also unser Thema betrifft, so scheint es mir deshalb durchaus unwahrscheinlich, dass je die Frauentracht wieder in den Charakter einfach strenger Nützlichkeit zurückfallen könnte, wie es mich unwahrscheinlich dünkt, dass Mann und Weib sich je, völlig losgelöst von jeder Geschlechtlichkeit, als Arbeiter in der Gesellschaft gegenüberstehen, um sich ausschliesslich in der Sphäre des Liebeslebens in ihrem sinnlichen Verhältniss zu begegnen. Wohl mag das, wie Elican andeutet, zuweilen unter geistig niedrig stehenden Völkern der Fall gewesen sein, da, wo das Weib der physisch unterlegene Arbeitssklave war — und dort hat dann Kleidung und äussere Erscheinung der Frau in ihrer schmucklosen Nüchternheit diese Auffassung zum Ausdruck gebracht — nie aber kann ein solcher Zustand in einer höher organisirten Gesellschaft zurückgerufen werden, weil das eben hiesse, aus einer feineren Differenzirung in eine gröbere zurückfallen. Wenn also je eine Ausgleichung zwischen Mann und Weib stattfinden sollte, dass nicht mehr das eine Geschlecht allein in sozialer Unfreiheit um die Gunst des anderen buhlen und sich ihm sklavisch unterordnen muss, so dürfte wahrscheinlich gerade das ästhetisch-sinnliche Element auch beim Manne wieder stärkere Geltung gewinnen; d. h. wie heute das Weib die Schönheit der Erscheinung geltend zu machen strebt, so würde dann auch der Mann diesen äusseren Reiz wieder hervorzuheben suchen, als ein Mittel mehr, sich die Gunst der Frau zu sichern. Das Entwürdigende und Gemeine, das uns heut in den bewusst sinnreizenden Kunststücken der weiblichen Kleidung so abstoßend berührt, das fiel demnach in dem Augen-

blicke fort, da der Kultus der Schönheit nicht mehr schmeichelndem Knechtssinn entspringen kann, weil er nicht mehr einseitig ist, und da er ferner in geistig hochentwickelten Persönlichkeiten nicht zur roh bewussten Dinnenkunst herabsinkt, sondern sich im Gebiet mehr unbewusster Triebkräfte hält.

In diesem Sinne also mag der Kultus der äusseren Schönheit und des Sinnenzaubers fortleben in der Zukunftsreligion der reinen, vollen Menschlichkeit; in diesem Sinne auch hat die soziale Entwicklung vielleicht gerade das Weib zur Trägerin eines Kultus gemacht, der, so brutal auch sein Ursprung war, in einer Periode höher entfalteten Frauenthums zu einem reichen Befruchtungskeim menschlichen Geistes werden kann.

Ein veralteter Klassiker.

Von

Therese Schlesinger-Eckstein.

(Wien.)

Kinder sind in der Regel undankbar gegen ihre Eltern. Was diese ihnen gegeben haben, das betrachten sie als ihnen gebührend, darüber nachzudenken fällt ihnen selten ein, aber was sie erreicht haben ohne ihre Eltern, oder gar gegen diese, das scheint ihnen unermesslich viel zu sein. Dabei vergessen sie, dass gerade die Kraft, anders zu werden als diese selbst, gar oft ein Geschenk der elterlichen Erziehung ist, und dass die Eltern jene Kraft grossgezogen haben mit dem Besten, was sie sind und können, dass sie den Kindern oft die Waffen gaben, mit denen diese dann über sie zu siegen glauben.

Aber es kommt der Tag, an dem uns das, was uns von unseren Eltern trennt, plötzlich nicht mehr so viel zu sein scheint, so viel dagegen, was uns an sie bindet. Wir kehren zu ihnen zurück, und lauschen wir ihren Worten auch nicht mehr mit der kindischen Urtheilslosigkeit von ehemals, so thun wir es doch mit umso tieferem Verständniss selbst für solche Anschauungen, denen wir nicht mehr zustimmen können.

Ganz ähnlich wie das Verhältniss zwischen Eltern und Kindern gestaltet sich auch das zwischen Generation und Generation überhaupt, und das zwischen uns und unseren geistigen Vorfahren. Wir entwachsen dem unbedingten Einfluss dieser Letzteren, um früher oder später aus freier, wohldurchdachter Wahl zu den Besten von ihnen zurückzukehren, voll Dankbarkeit für das, was sie uns gegeben haben, voll Durst nach dem, das sie uns noch geben können.

Dass die Modernen sich in ihrem Verhältniss zu Schiller aus dem ersten Stadium, dem der unbedingten Bewunderung, des ängstlich eifürchtigen Nachgehens freigemacht haben, war nothwendig. Nun aber wird es auch wieder nothwendig sein, dass sie in das dritte Stadium eintreten und erkennen lernen, wie viel wir Alle Schiller verdanken, wie viel er uns noch lehren kann.

Die Mehrzahl Derjenigen, die heute auf Schiller herabsehen, kennt ihn einfach nicht. Man kennt doch einen Dichter nicht, wenn man seine Werke in halb kindlichem Alter verrschlungen hat, in einem Alter, in dem man weder für den tieferen Gehalt einer Dichtung, noch für die Schönheiten der Form Sinn und Verständniss hat, sondern fast ausschliesslich auf die Handlung begierig ist und jene Nervenerrregung sucht, die uns der starke Ausdruck starker Leidenschaften giebt. Und wie viele unserer Zeitgenossen haben sich in reifen Jahren mit Schiller beschäftigt?

Allerdings giebt es auch unter den Wenigen, die Schiller wirklich kennen, welche, auf die er nicht mehr den alten Zauber übt, die seine Art als eine überwundene ansehen und meinen, seine Werke hätten so grosse Fehler, dass sie die Vorzüge aufwägen.

Besonders sind es zwei Anklagen, die gegen Schiller erhoben werden: die der Philisterei und die des falschen Pathos.

Ist es nicht sonderbar, dass man einen Mann des Philistersinnes zeihet, der gleich zu Anfang mit so kühnen Thaten hervorgetreten ist, als es die ersten Schillerschen Dramen unzweifelhaft waren? Welcher Muth dazu gehörte, lässt sich ermassen, wenn man bedenkt, einerseits, wie unumschränkt damals die Regierung über Freiheit und Leben der Unterthanen verfügte, und andererseits, dass solche Stücke in unserer Zeit geschrieben noch immer von grosser Kühnheit zeugen würden.

Dass die Jugenddramen Schillers heute auch auf den zahmsten Hofbühnen gespielt werden, beweist dagegen nichts. Die Zustände, die Schiller geisselte, existiren ja nicht mehr. Darum scheinen seine Dramen den Stützen der heutigen Gesellschaft eher geeignet zu sein, zu zeigen, wie wir's doch so herrlich weit gebracht haben. Man lasse aber jetzt einen jungen Autor mit Dramen hervortreten, die die heutige Gesellschaft, die gegenwärtigen Hofzustände, die jetzigen Missbräuche und das jetzige System von Gewaltthaten und Gesetzesverletzungen in ähnlicher Weise angreifen, und man wird bald sehen, dass sich Leute finden, die diesem Manne den Lorber sammt dem Brodkorb höher zu hängen wissen.

Wahr ist hingegen, dass Schiller in manchen seiner späteren Werke eine Verehrung für die „heilige Ordnung“, für die Autorität des Staates bewiesen hat, wie sie uns von einem alten Freiheitskämpfer ungewöhnlich erscheint. Aber hier stand Schiller auf einem grundsätzlich ganz anderen Standpunkt, als wir stehen. Ihm galt die Unterdrückung des Schwachen, der Uebermuth der Mächtigen, die herzlose Ausbeutung des Volkes zu Gunsten Weniger als etwas Abnormes, etwas, das aus der Böswilligkeit Einzelner entspringt, mögen diese Einzelnen auch noch so zahlreich sein. Uns dagegen erscheint dieser grausame und ungerechte Zustand als ein durch das gegebene Entwicklungsstadium bedingter. Ihm erschien jedes Unrecht, jeder Frevel als eine akute Erkrankung der sonst gesunden Gesellschaft. Wir dagegen betrachten diese Gesellschaftsform selbst als eine Krankheit, von der die Menschheit genesen soll. Schiller konnte darum den Staat als etwas an sich Verehrungswürdiges ansehen, während seine Entrüstung und Verachtung nur einzelnen Machthabern galt. Wir dagegen wissen, dass jeder Staat und jede Gesellschaft der Verderbniss anheimfallen muss, die nicht auf der Selbstherrschaft des Volkes beruhen und die nicht eben dadurch der uneingeschränkten Kritik unterworfen und einer fortwährenden Neugestaltung und Reformirung ausgesetzt sind.

Das ist, wie ich glaube, der einzige tiefgehende Abstand, der uns moderne Menschen von Schiller trennt; das ist der Punkt, worin Schiller wirklich veraltet ist, aber nicht er allein ist es in diesem Punkte, sondern die meisten hervorragenden Geister seiner Zeit sind es ebenso.

Den Vorwurf des falschen Pathos gegen Schiller zu erbeben, halte ich für ganz unberechtigt, obwohl ich zugeben muss, dass uns manche Stellen aus den ersten drei Dramen sehr befremdlich erscheinen durch die Anhäufung von Kraft-

ausdrücken und durch wilde und übertriebene Bilder. Wir müssen uns hier aber über eines klar werden: zu Schillers Zeiten arbeitete man mit ganz anderen Mitteln als heute, auch dort, wo man dasselbe anstrebte.

Sind es nicht zumeist die Anhänger der realistischen Schule, die den Vorwurf des falschen Pathos gegen Schiller erheben? Und doch war es gerade der Trieb nach Realismus, der Schillers Jugenddramen jene uns befremdenden Töne gab. So wie jene Dramen ihrem Inhalt nach Revolution gegen die damaligen sozialen Zustände bedeuten, so bedeuten sie der Form nach Revolution gegen die Stilisirtheit der französischen Schule, an die sich die dramatische Kunst des Deutschland jener Tage lehnte.

Der Realismus von damals war freilich ein anderer, als der von heute. Wir sind gewohnt und verlangen es, dass jeder Vorgang auf der Bühne sich so vollziehe, wie wir uns denken können, dass er sich im Leben wirklich vollziehen würde. Wir wollen die Menschen genau so sprechen hören und handeln sehen, wie in der Wirklichkeit. Innere Vorgänge kann diese Art der Dramatik nur dürftig darstellen durch Bewegungen, Gesten und abgerissene Worte, denn im wirklichen Leben sind die höchsten Affekte nicht immer die wortreichsten. Bestürzung, Entrüstung, Verzweiflung, sie machen sich nicht immer durch Reden Luft und sehr selten im ersten Ansturm dieser Affekte.

Darum verlangen unsere Bühnenschriftsteller meistens von dem Zuschauer, dass er sich selbstthätig die Seelenvorgänge der handelnden Personen, die auf der Bühne nur angedeutet werden können, vorstelle. Unser Zuschauer muss zugleich Dichter sein, oder er hat von den modernen Erzeugnissen der dramatischen Kunst nur einen sehr unvollkommenen Genuss.

So viel glaubten die Dichter des vorigen Jahrhunderts nicht von ihrem Zuschauer fordern zu dürfen, und sie wollten es auch garnicht. Ihnen war jede Regung ihres Helden viel zu theuer, als dass sie es dem Erstbesten überlassen hätten, sie selbst zu finden.

Schiller konnte und wollte trotz der realistischen Richtung, die seine ersten Dramen charakterisirt, seiner Kunst die Schranken nicht auferlegen, dass sie der Natur auf ein Haar gleichen müsste. Er wusste so gut wie wir, dass die Menschen im Leben sich nicht ganz so benehmen, wie in seinen Dramen, aber ihm war es darum zu thun, uns auch die innerlichen Vorgänge, die sich in jenen Personen abspielen, vorzuführen, und zwar ganz realistisch vorzuführen. Das ist ihm in hohem Maasse gelungen.

Ich greife nur zwei Stellen heraus, die absonderlich klingen.

Man denke z. B. an Ferdinand in *Kabale und Liebe* und erinnere sich, wie der kindlich-harmlose, feurig-liebende Jüngling sich mit einem Mal von der Geliebten betrogen glaubt, wie er sie, mit deren Seele er die seine so innig verbunden gefühlt, mit der er alle Begeisterung seines Herzens getheilt, von der er sich so ganz und innig verstanden gefühlt hatte, nun als Dirne sieht, die ihn grausam und schamlos an den letzten aller Menschen verrathen hat. Und nun höre man jenes kurze Selbstgespräch, das er nach der Unterredung mit dem Hofmarschall, Akt 4, Szene 4, führt, aber man höre es nicht als Worte, die ein Mensch, der sich allein in einem Zimmer befindet, thatsächlich ausruft, sondern als solche, in denen sich der Verzweifelte innerlich austobt, und Keiner, der sich nur je in einer ähnlichen Lage befunden hat oder ein heftiges Temperament und einige Phantasie besitzt, wird sie unwahr finden.

Oder die Szene im Fiesko, nachdem dieser gewahr wurde, dass er statt des Todfeindes sein geliebtes Weib ermordet hat. Kann es einen realistischeren Ausdruck geben für die Wuth Fieskos gegen das tückische Schicksal, das seine Hand so grausam führte, als die Worte: „Ah, hätt' ich nur seinen Weltbau zwischen diesen Zähnen. — Ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Scheusal zu zerkratzen, bis sie aussieht wie mein Schmerz“. Der kennt Reue und Verzweiflung nicht, der sie für übertrieben hält. Nur muss man dabei festhalten, dass der Dichter den Helden aussprechen lässt, was in seinem Inneren vorgeht.

Ein moderner Dichter würde, wenn er diese Situation darzustellen hätte, durch das Mienenspiel des Fiesko, durch Aechzen, Stöhnen und abgerissene Worte seine Wirkung erzielen wollen, das heisst, er würde sich bemühen, seine Aufgabe, die ungeheure Leidenschaft des Helden wiederzugeben, zwischen den Schauspielern und den Zuschauern aufzuteilen. Die Schillersche Darstellung zeigt uns Vorgänge, die sich in Wirklichkeit abspielen, nur nicht ganz in derselben Form, in der sie sich dort abspielen. Ist aber die Kunst zu dem letzteren verpflichtet, selbst die realistische?

So wie man ungerechtfertigt den Vorwurf des falschen Pathos gegen Schiller erhebt, so bringt man seiner Hauptstärke, dem wahren, grossen, echten Pathos, fast kein Verständniss entgegen.

In den Dichtungen unserer Zeitgenossen ist selten Pathos zu finden, weder in den Situationen noch im Ausdruck. Damit aber geben die Modernen nicht einmal das Leben getreulich wieder, das sehr reich an pathetischen Situationen ist, hauptsächlich das Leben des Volkes, denn aus dem der sogenannten guten Gesellschaft wird das Pathos vielfach durch eine vornehmthuende Philisterhaftigkeit hinausgedrängt. Das Pathos ist Schillers eigentliches Lebenselement, und er besass alle Erfordernisse, um dieses zum reinsten, höchsten Ausdruck zu bringen, in hervorragendem Maasse. Vor Allem die unsterbliche Grösse seiner Ideen und dann die wunderbare Harmonie, in der Inhalt und Sprache verschmelzen, so dass man der Mehrzahl unserer Jüngsten wohl mit gutem Gewissen dazu rathen könnte, ihre ganze Herrlichkeit dafür hinzugeben, wenn ihnen nur fünf Verse so gelängen, als irgend welche in Wallensteins Tod, oder, um nicht ausschliesslich von den Dramen zu sprechen, in den Kranichen des Ibikus.

Wie erschütternd wirkt das Schicksal Wallensteins, das gewaltig auftritt, wie in einem Drama des Sophokles. Wir sehen, wie die That unter seinen Händen eine andere wird, als er sie gedacht hat, wie sie ihn unterjocht, statt von ihm vollbracht zu werden, wie sie ihn gestaltet, statt er sie. Und weil die Modernen sich solche Meister der Stimmung wähnen, so mögen sie sich doch einmal der schwülen, drückenden, schicksalsschweren und überwältigenden Stimmung hingeben, die den letzten Akt von Wallensteins Tod beherrscht, und sie werden kaum leugnen können, dass auch hierin Schiller bis auf unsere Tage Meister und Vorbild geblieben ist.

Als eines von Schillers schwächeren Dramen erscheint mir Maria Stuart. Ohne Zweifel ist es ein Stück von grosser dramatischer Wirkung und trefflicher Charakterführung, doch scheint mir die frömmelnde, etwas süssliche Maria nicht das zu sein, als was der Dichter sie eigentlich hinstellen wollte, als ein zwar leichtsinniges und sinnliches, aber offen, edel und höchst lebenswürdig veranlagtes Geschöpf, im Gegensatz zu der heuchlerischen, kaltherzigen und niedrig gesinnten

Elisabeth. Aber gerade in diesem Stück hat Schiller eine Erkenntniss künstlerisch verworthe't, die zu den modernsten Motiven gehört, und die zu Schillers Zeiten kaum ein Anderer vertrat, die Erkenntniss nämlich, dass nicht ausschliesslich sein Verhalten in geschlechtlichen Beziehungen entscheidend ist für den menschlichen und sittlichen Werth des Weibes. Wir finden den Gedanken schon in der Lady Milford vertreten und er kehrt wieder in der Entsühnung und Verherrlichung der Maria Stuart.

Die Jungfrau von Orleans ist vielleicht die poesievollste von Schillers Dichtungen. Dass sie heute so wenig gewürdigt wird, ist um so auffallender, als doch zweifellos ein Zug zum Romantischen, Symbolistischen neben den naturalistischen Bestrebungen unserer Tage sich geltend macht. Die Erklärung liegt wohl darin, dass heute auch die romantischen Dichtungen sich mit dem Kultus des Natürlichen befassen, während die Jungfrau von Orleans ein christlich-asketisches Ideal verherrlicht.

Nun gehört die Ueberzeugung von den heiligen Rechten der Natur in dem Sinn, in dem sie die moderne Dichtung proklamirt, sicher zu den besten Errungenschaften unserer Zeit. Wer sich aber trotz ihrer das Verständniss für den hohen Gehalt des christlichen Ideals bewahrt hat, der muss an dieser Dichtung Schillers grosse Freude empfinden. Der Monolog am Schluss des Vorspiels und die Szene, in der die Jungfrau ihren ersten Einzug im Lager des Dauphin hält, gehört wohl zu den kostbarsten Perlen deutscher Dichtkunst.

Sehr reich an poetischen Schönheiten, an sprachlicher Vollendung und dramatischer Wirkung ist Wilhelm Tell. Ueber den Charakter des Tell wurde schon viel gestritten. Der harmlose Träumer und zugleich entschlossene Mann der That, als der er uns in den ersten drei Akten so herzugewinnend entgegentritt, scheint uns fast ein Anderer zu sein, wenn er den Feind aus sicherem Hinterhalt angreift, und weit mehr noch, wenn er diese That dem landflüchtigen Königsmörder gegenüber rechtfertigt. So Recht Tell als Mensch hat, den Landvogt zu ermorden, so Recht er hat, seine That höher zu stellen, als die des Johann Parricida, so scheint es uns doch in seinem Handeln und Reden an künstlerischer Berechtigung zu fehlen. Aber dieses Stück zeichnet sich durch solche Frische aus, durch so grosse Lebendigkeit, mit der uns Land und Leute gezeigt werden, und ein so hoher Freiheitsdrang spricht aus ihm, der zwar grundverschieden ist von dem Freiheitsdrang, der Schillers ersten Dramen durchstürmt, dass wir es zu seinen grössten Werken zählen müssen und die Worte Goethes bestätigt finden: Durch Schillers alle Werke geht die Idee von Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde.

Dasjenige unter Schillers Dramen, von dem es mir scheint, als wenn es die meisten, ja vielleicht alle anderen überleben sollte, ist Don Carlos. Obwohl dieses Stück an Vollendung des dramatischen Aufbaues hinter Wallenstein um ein Beträchtliches zurückbleibt, obwohl die Handlung stellenweise etwas unklar dargestellt ist, so ist die Ideenwelt dieser Dichtung eine so kolossale, die Sprache eine so gewaltige, so zeigt sie uns doch eine solche Fülle ergreifendster Situationen und herrlich geführter Charaktere, dass sie mir in mancher Hinsicht den Werth des Wallenstein zu übertreffen scheint. Don Carlos ist das hohe Lied der Menschlichkeit im Kampf mit dem unerbittlichsten Despotismus, im Kampf mit den furchtbaren Auswüchsen unumschränkter Pfaffen-

herrschaft und religiösen Fanatismus und im Kampf mit der starren Etiquette und den blutigen Intriguen an Philipps II. berüchtigtem Hofe. Dem finsternen Despoten, in dem eine jesuitische Erziehung, sowie die Schmeicheleien und Veräthereien des Hoflebens und die sklavische Erniedrigung, in der die Welt vor ihm zu liegen scheint, das bessere Selbst ertödtet haben, so dass er nach menschlicher Theilnahme dürstet und diese doch nicht erwerben kann, dem blutdürstigen Alba und dem ränkevollen Domingo stellte Schiller in drei verschiedenen Gestalten die reine Menschlichkeit gegenüber, in der Gestalt des Carlos, des Marquis und der Königin. Alle Drei sind aber weit davon entfernt, kalte Personifikationen einer Idee oder eines Prinzips zu sein. Lebenswarm und strahlend stehen sie vor uns, diese Menschen, die erhobenen Hauptes und ungetrübten Blickes durch alle Wirrsale schreiten, zu klar und gross, als dass die Bosheit sie erreichen könnte. Fallen sie, so fallen sie durch sich selbst.

Wie wahr und schön ist das Verhältniss der beiden Jünglinge, die, umlagert von Arglist und Feindseligkeit, gezwungen sind, ihre Freundschaft als heiliges Geheimniss zu verbergen, wie wahr und schön der Auftritt zwischen dem König und Posa. Nicht das berühmte: Geben Sie Gedankenfreiheit! ist es, das diese Szene zu einem Dichterwerk von ewiger Dauer macht, denn in absehbarer Zeit wird es keinem Machthaber mehr einfallen, die Gedankenfreiheit eines anderen Menschen beschränken zu wollen, und man wird den Kampf um sie nur mehr mit historischem Interesse betrachten. Was aber nie verfehlen wird, die Herzen zu ergreifen, das ist der Anblick der befreienden, erhebenden und sieghaften Wirkung, die ein edler, kühner und wahrer Mensch auf Denjenigen ausübt, dessen Gemüth verdüstert, krank und böse, dem Lichten und Guten abgewendet ist.

Und die Königin! Die Darstellung von Frauen-Charakteren war sonst Schillers stärkste Seite nicht. Auch den lebendigsten und interessantesten unter seinen Frauen fehlt meistens das Holde und das Grosse, die starke Weiblichkeit und die grosse Menschlichkeit, wie sie Gretchen, Klärchen oder Iphigenia auszeichnen. Die Königin in Don Carlos aber kann sich jeder dieser Gestalten würdig anreihen. Der doppelte Sieg, den ihre edle Unbefangenheit, ihre unschuldsvolle Würde über den Despotensinn ihres Gatten davonträgt, ist ebenso ein Sieg der Menschlichkeit, als ihre kühne Vorurtheilslosigkeit, die sich im Verkehr mit jedem Einzelnen ihrer Umgebung geltend macht.

Die höchste Wirkung aber ist Schiller im Don Carlos dort gelungen, wo sie ihm in Maria Stuart theilweise versagt hat. Auch, Maria Stuart wird von Zorn, Schmerz und Entrüstung hingerissen, die mächtige Feindin tödtlich zu beleidigen, auch sie verachtet in einer grossen Aufwallung alle Gebote der Klugheit, und das beleidigte Selbstgefühl siegt über den Trieb der Selbsterhaltung. Ein solcher Vorgang, künstlerisch dargestellt, ist immer schön, aber er erreicht die grösste Bedeutung, das höchste Pathos erst dann, wenn in solch einem gewaltigen Ausbruch nicht nur Zorn und Schmerz zu ihrem Recht kommen und so ein rein seelisches Verlangen über die natürlichen Triebe siegt, sondern auch die Wahrheit und Menschlichkeit über Lüge und Konvenienz triumphiren. Maria Stuart aber beschimpft in der höchsten Leidenschaft Elisabeth, ohne sie eigentlich zu entlarven. Anders im Don Carlos. Der geknechtete, vielfach beleidigte Prinz wird auch durch einen ungeheuren Schmerz, der ihm angethan wurde, hingerissen, ein mühsam erbautes Gebäude von Intriguen, das ihn vor schlimmeren Intriguen retten sollte, mit einem Stoss niederzuwerfen und den Trieb

der Selbsterhaltung in einem gewaltigen Aufschrei des misshandelten Menschenthums zu überwinden. Aber um wie viel erschütternder noch ist diese Szene als die in Maria Stuart! Dieser wilde Triumph im Schmerz des Carlos! Dieses Herabschauen auf den Allmächtigen, der ihn im nächsten Augenblick vernichten kann und wird! Der Hohn, mit dem Carlos dem König zeigt, wie erbärmlich er dasteht vor der Grösse, mit der Posa sein Leben hingeopfert und ihn zum blinden Werkzeug dieser Opferung erniedrigt hat! Wie ein Bettler fühlt sich Philipp dem Freund des Gemordeten gegenüber und beneidet ihn, obgleich er ihn vernichten kann.

Wenn ich daran gehen will, all das durch eine besonders herrliche Stelle aus jener Szene zu belegen, so gerathe ich in die grösste Versuchung, die ganze Szene abzuschreiben, denn sie ist herrlich von Anfang bis zu Ende. Ein solches Meisterwerk werden Menschen bewundern, so lange sie nicht verlernt haben, menschlich zu fühlen.

Die grossen Leidenschaften und ihr grosser Ausdruck sind aus der heutigen Dichtung verbannt. Sie gefällt sich nur im Alltäglichen. Diese Strömung entbehrt gewiss nicht ganz der Berechtigung. Allzulange wurde von dem Künstler und seinem Publikum die Vorgänge des Alltags zu sehr verachtet. Allzulange brachte man den kleinen, gewöhnlichen Menschen und den kleinen, alltäglichen Vorgängen nicht das Interesse entgegen, das ihnen zukommt. Denn das Leben ist gross und beachtenswerth auch in seinen gewöhnlichsten Erscheinungen. Das erkannt zu haben und diese Erkenntniss in die That zu verwandeln, das ist das grosse Verdienst der Modernen. Ist aber darum der ästhetische Werth hervorragender Menschen, grosser Situationen, gewaltiger Empfindungen und Leidenschaften gesunken? Sind diese nicht vielmehr von ewiger Bedeutung, weil sie uns als Symbole dienen für die kleineren und alltäglicheren Vorgänge, die sich unter gleichen Gesetzen abspielen?

Der jetzigen Strömung in der Kunst, die das Pathos, die grossen Vorgänge und grossen Menschen verschmäht, muss und wird eine Gegenströmung folgen, und man wird sich wieder in anderen Manieren, in anderen Motiven versuchen. Aber Dichtungen von so gewaltigem Ideenreichtum und so erhabener Formvollendung, wie die Schillers, werden noch hunderte solcher Strömungen und Gegenströmungen überdauern.

Eine aufsteigende Rakete überstrahlt für einen Augenblick die hellsten Sterne am Firmament, aber nur Kinder können glauben, dass die Rakete grösser sei und mehr Leuchtkraft besitze als die Sterne.

Rundschau.

Wissenschaft.

Soziologie. Das Februarheft der Neuen Deutschen Rundschau bringt einen sehr bemerkenswerthen Aufsatz von dem Berliner Privatdozenten Georg Simmel: Zur Soziologie der Religion. Er enthält einen Versuch, die neue und, wie mir scheint, erfolgreiche Auffassung der Aufgabe und Methode der Soziologie, die Simmel vertritt,

für ein neues Gebiet durchzuführen. Ein älterer Aufsatz in Schmollers Jahrbuch, (1894, pag. 1301 ff.) enthält eine in ihrer Knappheit und Schärfe der Begriffsbestimmung ganz ausgezeichnete Skizzirung des Problems der Soziologie. Simmel wendet sich da zunächst gegen die bisherigen Definitionen der Soziologie. Soll die Soziologie eine selbständige Wissenschaft werden, so muss sie sich ein bestimmtes Gebiet aussondern,

das ihr allein zukommt. Simmel findet nun ein spezifisches Arbeitsgebiet für die Soziologie durch die Herbeiziehung der Analogie, die die Psychologie bietet. Ebenso wie es sich in der Wissenschaft von der Einzelseele um die Abstraktionen der Funktionen, Kräfte, Normen handelt, die sich zu dem konkreten Geschehen in der Seele verhalten wie das Gesetz zum Einzelfall oder wie die Formen zum Inhalt, so will er auch in der Wissenschaft von dem sozialen Geschehen scheiden zwischen den besonderen Wissenschaften, deren Untersuchungsgebiet die speziellen Interessen und Inhalte sind, und der Soziologie, die zu untersuchen hat, was an der Gesellschaft „Gesellschaft in engem Sinne“ ist, die Formen, unter denen sich Sozialisierung vollzieht.

Die entscheidende Stelle lautet wörtlich: „Gesellschaft im weitesten Sinne ist offenbar da vorhanden, wo mehrere Individuen in Wechselwirkung treten. Von der ephemeren Vereinigung zu einem gemeinsamen Spaziergang bis zu der innigen Einheit einer Familie oder einer mittelalterlichen Gilde muss man Vergesellschaftung der verschiedensten Grade und Arten konstatieren. Die besonderen Ursachen und Zwecke, ohne die natürlich nie eine Vergesellschaftung erfolgt, bilden gewissermassen den Körper, das Material des sozialen Prozesses; dass der Erfolg dieser Ursache, die Förderung dieser Zwecke gerade eine Wechselwirkung, eine Vergesellschaftung unter ihren Trägern hervorruft, das ist die Form, in die jene Inhalte sich kleiden, und auf deren Abtrennung von den letzteren vermöge wissenschaftlicher Abstraktion die ganze Existenz einer speziellen Gesellschaftswissenschaft beruht. Denn nun zeigt sich sofort, dass die gleiche Form, die gleiche Art der Vergesellschaftung an dem allerverschiedensten Material, für die allerverschiedensten Zwecke eintreten kann. Nicht nur Vergesellschaftung überhaupt findet sich ebenso an einer Religionsgemeinde wie an einer Verschwörerbande, an einer Wirtschaftsgenossenschaft wie an einer Familie — sondern es erstrecken sich formale Gleichheiten auch auf die speziellen Konfigurationen und Entwicklungen solcher Vereinigungen. An gesellschaftlichen Gruppen, die ihren Zwecken und ihrem sittlichen Charakter nach die denkbar verschiedensten sind, finden wir z. B. die gleichen Formen der Ueber- und Unterordnung, der Konkurrenz der Nachahmung, der Opposition, der Arbeitsteilung, wir finden die Bildung einer Hierarchie, die Verkörperung des gruppenbildenden Prinzips in Symbolen, die Scheidung der Parteien, wir finden die

Faktoren von Freiheit oder Bindung des Individuums der Gruppe gegenüber, Durchkreuzung und Schichtung der Gruppen selbst, bestimmte Reaktionsformen gegen äussere Einflüsse. Alles dies weist durch die Gleichheit seiner Form und Entwicklung, bei oft völliger Heterogenität der materialen Bestimmungen der Gruppe, auf eigenartige, jenseits dieser Bestimmungen vorhandene Kräfte in derselben hin, auf ein abstrahierungsberechtigtes Gebiet: das der Vergesellschaftung als solcher und ihrer Formen. Diese Formen entwickeln sich bei der Berührung der Individuen noch relativ unabhängig von dem Grunde ihrer Berührung, und ihre Summe macht dasjenige konkret aus, was man mit dem Abstraktum Gesellschaft nennt.“

Natürlich ist in der einzelnen historischen Erscheinung Inhalt und gesellschaftliche Form thatsächlich verschmolzen. Das verhindert aber die Möglichkeit der wissenschaftlichen Abstraktion durchaus nicht. Die Soziologie löst eben das blos gesellschaftliche Moment aus der Totalität der Menschengeschichte zu gesonderter Betrachtung heraus.

Die Methoden sind dieselben wie in allen vergleichenden psychologischen Wissenschaften. Gewisse psychologische Voraussetzungen liegen zu Grunde, ohne die überhaupt keine Geschichtswissenschaft existieren kann, „die Phänomene des Hilfesuchens und Hilfeleistens, der Liebe und des Hasses, der Pleonexie und des Befriedigungsgefühls im Zusammensein, die Selbsterhaltung von Individuen mit gleichen Zielen einerseits durch Konkurrenz, andererseits durch Zusammenschluss und eine Reihe anderer primärer psychischer Vorgänge.“

Bei einer derartig weitausschauenden Problemstellung hat jeder Versuch einer speziellen Durchführung eine erhöhte Bedeutung. Simmel hat in zahlreichen in den verschiedensten Zeitschriften verstreuten Aufsätzen einzelne Themata behandelt. In dem eingangs zitierten Aufsatz versucht er, aus Aeusserungen des sozialen Lebens, die an sich mit der Religion in ihrer ausgebildeten Gestalt nichts zu thun zu haben scheinen, ein Verständniss für die Religion zu gewinnen. Der formal soziologische Gesichtspunkt ist dabei der, nachzuweisen, wie die Elemente des religiösen Empfindens sich erst dadurch entwickeln können, dass Menschen miteinander in Beziehung treten. Der eigenthümliche Gefühlston, den wir in seiner ausgeprägten Form Religiosität nennen, — die „Mischung von selbstloser Hingabe und eudämonistischem Begehren, von Demuth

und Erhebung, von sinnlicher Unmittelbarkeit und unsinnlicher Abstraktion“ und der daraus entstehende „Spannungsgrad des Gefühls, eine spezifische Innigkeit und Festigkeit des inneren Verhältnisses, eine Einstellung des Subjekts in eine höhere Ordnung, die es doch zugleich als etwas Innerliches und Persönliches empfindet“ — findet sich auch in anderen Beziehungen des Einzelnen zu Anderen oder zu der Gesamtheit. Er tritt spontan auf, als eine rein sozial-psychologische Konstellation. in den Beziehungen des pietätvollen Kindes zu seinen Eltern, des enthusiastischen Patrioten zu seinem Vaterland oder des enthusiastischen Kosmopoliten zur Menschheit ebenso wie in den Beziehungen des Arbeiters zu seiner sich emporringenden Klasse oder des adelsstolzen Feudalherrn zu seinem Stand. Aus dieser Verhaltungsweise der Menschen untereinander kann sich dann ein idealer Inhalt entwickeln, indem Götter als Beschützer oder Erreger dieser Gemüthsverfassungen erscheinen, die in ihrem Wesen das Substanziirte darstellen, was bisher nur in den einzelnen realen Lebensinhalten existirt hatte. Und in der arbeitstheilig gegliederten Gesellschaft bildet sich in dem Priesterstand für diesen Komplex von Ideen die Exekutive heraus. In dieser Verselbständigung wirkt die Religion ihrerseits nun wieder auf die psychischen Verhältnisse der Menschen und nun erst benannte Färbung der Religiosität.

Simmel führt diesen allgemeinen Gedanken an einigen speziellen Seiten des religiösen Wesens durch. Zunächst am Glauben. Bei dem Glauben an Gott handelt es sich um ein bestimmtes praktisches innerliches Verhältniss zu ihm. Ebenderselbe Empfindungszustand findet sich in der Vergesellschaftung der Menschen als eine Nothwendigkeit. Das Kind glaubt an die Eltern, der Untergebene an den Vorgesetzten, der Einzelne an sein Volk. Die eine Klasse wird von der anderen beherrscht, weil sie an deren Macht glaubt. Soviel steht fest, dass ohne den „Glauben“ die Gesellschaft auseinanderfallen würde. So vielfach zeigt die Praxis des menschlichen Verkehrs die Form des Glaubens, dass das Bedürfniss aufwächst, überhaupt zu „glauben“ und sich in dem Glauben an das Göttliche eine Verkörperung schafft; ebenso wie die unendlich häufige Anwendung der Kausalität auf empirisch-relativem Gebiet das Bedürfniss nach ihr so gesteigert hat, dass es sich die Befriedigung mit der Idee des absoluten Wesens, das die Ursache der Welt sei, verschafft hat.

In entsprechender Weise leitet Simmel die Einheit, die im Begriff des Göttlichen

liegt, aus sozialen Wirklichkeiten und Nothwendigkeiten ab. Auch die moralischen Beziehungen zwischen dem Individuum und seiner Gruppe bieten so tiefe Analogien mit dem Verhältniss zu seinem Gott dar, als wäre dieses nichts als eine Verdichtung und Umformung jenes.

Indem Simmel so aufzuzeigen versucht, wie Formen der sozialen Beziehungen sich zu einer religiösen Vorstellungswelt verdichten oder vergeistigen, will er nur eine Seite der Entwicklung des religiösen Lebens beleuchten. Er bestreitet, dass es möglich sei, für das Problem der Religion eine allgemeingiltige Lösung zu finden. Man könne sich dieser Lösung nur so nähern, dass man alle Impulse, Ideen, Verhältnisse, die auf diesem Gebiet wirksam werden, inventarisirt und dadurch dem vieldeutigen Wesen der Religion näher kommt.

Die Tendenz dieser Untersuchungen ist eine sehr allgemeine und richtet sich auch gegen die materialistische Geschichtsauffassung. Nach dieser sind die gesamten Inhalte des historischen Lebens, Sitte, Recht, Kunst, Religion, Wissenschaftsbetrieb und sozialer Aufbau, von der Art bestimmt, in der die Gruppe ihre materiellen Existenzbedingungen produziert. Das ist gewiss zum Theil richtig. Momente des ökonomischen Lebens werden sehr häufig in die Form der Abstraktheit und Geistigkeit hinaufsteigen; die Formen, die die wirthschaftlichen Interessen ausgebildet haben, werden sich auf ganz andere Lebensinhalte übertragen. Aber das ist nur eine Theilerscheinung eines sehr umfassenden Prozesses, die zum alleinigen Inhalt desselben übertrieben ist. In der Geschichte waltet ein Sparsamkeitsprinzip: „Die Ereignisse in der Geschichte ordnen sich so, als ob in ihr die Tendenz herrschte, mit jeder gegebenen Summe von Momenten solange wie möglich auszukommen.“ Dadurch allein wird die Kontinuität im historischen Geschehen gewahrt, dass die einzelne Form des Lebens ihre Verbindung mit einem einzelnen Inhalt überlebt und sich auch dem neuen ungeändert leiht, und andererseits, dass der einzelne Inhalt seinen wesentlichen Bestand durch eine Fülle einander ablösender Formen hindurchtreten kann. Und dieses Prinzip stellt sich nicht nur in der einzelnen von der materialistischen Geschichtsauffassung angenommenen Form dar, sondern der gleiche Inhalt lebt sich in vielerlei Formen, und die gleiche Form in vielerlei Inhalten aus.

In diesen nur beiläufigen Ausführungen Simmels kommt eine die Gegenwart beherrschende Tendenz zum Ausdruck, die

auch in den Reihen der Sozialisten Anhänger gewinnt. Man glaubt der Vielgestaltigkeit des sozialen Geschehens nicht mehr mit einem einheitlichen festen Prinzip gerecht werden zu können. Man will ihr vielmehr durch die Aufzeigung verschiedener gleich werthvoller psychologischer Kausalreihen näher kommen. Es ist hier nicht der Ort, in eine Prüfung dieser fundamentalen Fragen einzutreten.

O. K.

Kunst.

Ausstellung der Dresdener Sezession in Berlin. Unter den Salonausstellungen, die in Berlin im Februar zu sehen waren, verdient nur die der Dresdener Sezession eine genauere Besprechung. Seitdem diese in der Berliner Internationalen Ausstellung 1896 zum ersten Mal allgemeine Beachtung gefunden hatte, setzte man grosse Hoffnungen auf Dresden. Man glaubte, dass die dortige Sezession in erfolgreiche Konkurrenz neben die Münchener und Karlsruher treten würde. Die letzte Ausstellung hat aber diese Erwartungen enttäuscht. Es sind tüchtige Maler, die sich in Dresden zusammengethan haben, die mit einer nicht übermässig grossen Begabung klug und fleissig zu arbeiten verstanden. Sie haben die Anregungen der modernen Malerei auf sich wirken lassen, und fast Jeder hat sich nach einem leicht erkenntlichen Vorbild einen guten Stil erarbeitet. So machte die Ausstellung einen soliden Eindruck. Man fühlte sich wohl erwärmt, aber nicht begeistert; und anderswoits wurde man nirgends schroff abgestossen.

Der sympathischste unter den Dresdener Sezessionisten ist Karl Bantzer. Er hatte ein vornehmes, in grünem Ton gehaltenes Bildniss eines Mädchens gesandt, das schon in der Dresdener Ausstellung 1897 allgemein gefiel; ferner eine Abendlandschaft, eine weite, hügelige Ebene in dunklen Tönen und einen Sägescharfer im Walde. In allen drei Bildern sprach ein schlichtes, tiefes Mitempfinden und ein gereiftes Können. — Eine Anzahl der Dresdener folgt den Spuren Monets. Unter ihnen ist Paul Baum die markanteste Erscheinung. Besonders gelungen sind diesem seine pointillistischen Winterlandschaften. Freilich darf man nicht an die lebensprühende Kunst, mit der Monet das Spiel der Luft und des Lichts dargestellt hat, denken; dagegen erscheinen sie fast starr und leblos. Arthur Stremel, Baums Lehrer, ist in Paris und Belgien ausgebildet; seine Ausdrucksweise, wie sie in Herbstlandschaften erscheint, ist ganz unter dem Einfluss der Franzosen entstanden. Es scheint, als ob in ihm ein tüchtiger Interieur-

maler erstete. Einige „historische“ Zimmer waren zwar etwas hart im Ton, aber sie zeigten doch eine scharfe Beobachtung und Wiedergabe der Stimmung; und in der Dämmerstunde bei einem alten Junggesellen war auch ein tiefes Blau und ein dunkles Roth zu einer schönen weichen Harmonie zusammengestimmt. Ein älterer Künstler, der auch in dieser Art arbeitet, Georg Ritter war durch eine Landschaft, Dämmerung an der Elbe, gut vertreten.

Von den übrigen Landschaftlern sind noch zu erwähnen: Freiherr von Ledebur, Georg Müller-Breslau, dessen Bilder zu weichlich in den Farben sind, und Walter Besig, ein jüngerer Maler, der durch kraftvolle Naturstudien grosse Hoffnungen erweckt.

Mit starker Stilisirung und Vereinfachung in Farbe und Zeichnung malt Anton Pepino. In einer Ansicht von Meissen, in der der Standpunkt hoch über der Stadt gewählt ist, sodass die Dächer das Hauptmoment im Bilde abgeben, erreicht er mit dieser Art eine ziemlich glückliche Wirkung, obwohl die Häuser eher wie Spielwarenhäuschen aussehen. Auch in diesem Bilde steht schon ein schmaler Streifen des kalten hellblauen Himmels in einem unangenehm grellen Kontrast zu dem weichen braunrothen Grundton. Noch gröber ist dieser auf dem anderen Bilde, Abendfrieden, auf dem die unförmliche Silhouette einer schwarzen Katze gegen sonnenbeschienene zinnoberrothe Dächer steht.

Von den bekannten Dresdener Künstlern fehlen mehrere, die sonst in allgemeinen Ausstellungen das Aussehen des Dresdener Saals wesentlich mitbestimmen. Felix Borchardt war nur mit einer kleinen Bildnisstudie vertreten und hatte es vorgezogen, zu gleicher Zeit in Schultes Kunstsalon eine Reihe seiner Bildnisse auszustellen, die durch ihre breite, an die Dänen erinnernde Art der Charakteristik und eine hübsche Farbigkeit überall gefallen. Der frühere Münchener Oskar Zwintscher, der jetzt in Meissen lebt, fehlte in der Ausstellung, ebenso Hans Unger und Franz Hochmann. Eine sehr bedauerliche Entwicklung scheint Max Pietschmann durchzumachen. Er gefiel früher durch seine klaren Freilichtbilder, wenn man auch eine gewisse Härte und Kälte seiner Farben nicht übersehen konnte. Jetzt aber scheint es ihm Böcklins Vorbild angethan zu haben. In seinem Frühling sitzt ein Faun in der Gabelung einer Birke und bläst die Flöte. Vor ihm spielt im Grase ein süsslich gemaltes nacktes Mädchen mit Blumen. Die Diskrepanz zwischen der künstlerischen Art und der Prätention des Bildes ist unerträglich.

Mit Gotthard Kühl, der vor etwa drei Jahren nach Dresden kam und als Professor an der Akademie thätig ist, auch bisher als geistiges Haupt der Sezession galt, liegen die Sezessionisten in heftiger Fehde. In den Arbeiten der Kommission, die die Dresdener Ausstellung im nächsten Jahre vorbereiten soll, kam dieser Zwist im Februar zum Ausbruch. Die Sezessionisten erklärten, mit Kühl nicht mehr zusammen arbeiten zu wollen, und darauf hin löste Kühl die Kommission auf. Der Erfolg der Ausstellung scheint jetzt in der That gefährdet, da erneute Verhandlungen zu keinem Resultate führten. O. K.

Varia.

Der wirthschaftliche Aufschwung seit 1895 tritt in der stärkeren Inanspruchnahme der Reichsbank deutlich hervor.

Der Verwaltungsbericht der Reichsbank für das Jahr 1897 zeigt einen Gesamtumsatz von 142 110,6 Millionen Mark, also über 10 Milliarden mehr wie im Vorjahre. Bisher ist eine solche Höhe überhaupt noch nicht erreicht worden: Die grosse deutsche Zentralbank begann 1876 mit dem bescheidenen Umsatz von 36 684,8 Millionen, 1890 überschritt sie zum ersten Male die 100 Milliarden, seitdem stellen sich die Ziffern folgendermaassen:

1890:	108 595 412 900 Mk.
1891:	109 933 249 000 "
1892:	104 489 335 090 "
1893:	110 942 348 400 "
1894:	110 783 951 000 "
1895:	121 313 106 800 "
1896:	131 499 193 300 "
1897:	142 110 610 900 "

Der Bericht spricht auch ausdrücklich von der „regen wirthschaftlichen Thätigkeit, welche das Jahr 1896 auszeichnete, und sich auch in dem zuletzt abgelaufenen Jahre unvermindert fortsetzte.“

Der Bankzinsfuss hat wesentlich deshalb seit 1894/95 langsam angezogen. Er betrug im Jahresdurchschnitt

im Wechsel- verkehr	im Lombard- verkehr
1894: 3,12 %	3,62—4,12 %
1895: 3,14 %	3,64—4,14 %
1896: 3,66 %	4,16—4,66 %
1897: 3,81 %	4,56—4,81 %

Von dem Gewinn erhielt 1897 das Reich (also ausser der Notensteuer von 767 916 Mk.) annähernd 9,9 Millionen Mk.; die Aktionäre erhielten bei 120 Millionen Aktienkapital 9,5 Millionen Mark.

Lex Arons und Carlsbader Beschlüsse. Der Vorwärts brachte am 9. März die Nach-

richt, dass die deutschen Bundesregierungen sich über folgende Grundsätze geeinigt hätten:

„Die Bundesregierungen verpflichten sich gegen einander, Universitäts- und andere öffentliche Lehrer, die durch erweisliche Abweichung von ihrer Pflicht oder Ueberschreitung der Grenzen ihres Berufs durch Missbrauch ihres rechtmässigen Einflusses auf die Gemüther der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben, von den Universitäten und sonstigen Lehranstalten zu entfernen.“

Diese Nachricht war nur ein Scherz, den sich Genosse Stadthagen mit dem deutschen Bürgerthum erlaubt hatte. Sie ist nämlich ein wörtlicher Abdruck eines Absatzes der berichtigten Carlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819, jener Beschlüsse, die in der Zeit der traurigsten Metternichschen Reaktion gefasst worden waren, um das freie Wort zu treten, jener Beschlüsse, die die Häupter der deutschen Wissenschaft von den deutschen Universitäten entfernten, die die Einleitung bildeten zu den schamlosen und brutalen Verfolgungen der Professoren und Studenten, der für Freiheit und Einheit schwärmenden Burschenschaft. Der Scherz unseres Genossen Stadthagen hat aber gezeigt, was im Deutschland von 1898 möglich wäre. Ein grosser Theil der bürgerlichen Presse hat jene Nachricht gläubig wiedergegeben, im preussischen Abgeordnetenhaus ist der Kultusminister in dieser Sache interpellirt worden, ja, es fand sich sogar ein Blatt, das jene Massregeln „höchst verständig“ fand. Bei der fünfzigsten Wiederkehr der deutschen Märzrevolution haben wir ein Deutschland, in dem die Carlsbader Beschlüsse nichts Auffallendes bilden würden! Und unsere liberalen Geistesheroen? Herr Virchow, selbst ein alter Veteran der Revolutionszeit, hat es nicht für nöthig befunden, sich in der vorhin erwähnten Sitzung des Abgeordnetenhauses zu diesem Punkte zu äussern, dagegen sprach er sich „aus praktischen Gründen“ gegen Volks-Hochschulkurse, sowie gegen die schrankenlose Zulassung der Frauen zum Studium aus. . . .

Der bernische Regierungsrath hat den Privatdozenten Dr. N. Reichenberg zum ausserordentlichen Professor gewählt. Die juristische Fakultät der Universität Bern zählt unter ihren 11 Professoren nunmehr 3 Sozialdemokraten. Bei uns in Deutschland beschliesst man jetzt über die Lex Arons. C.